Deutsche Siedlung über See

Alfred Funke

SA 6162.4

Harvard College Library

FROM THE BEQUEST OF

FRANCIS B. HAYES

(Class of 1839)

A fund of $10,000 the income of which is used
"For the purchase of books for the Library"

Digitized by Google

Digitized by Google

Deutsche Siedlung über See.

Ein Abriss ihrer Geschichte und ihr Gedeihen

in

Rio Grande do Sul

von

Alfred Funke.

Mit einer Karte der Siedlungen.

Halle a. Saale.
Gebauer-Schwetschke Druckerei und Verlag m. b. H.
1902.

Digitized by Google

SA6162.4

HARVARD COLLEGE
AUG 30 1901
LIBRARY.

Hayes fund

Digitized by Google

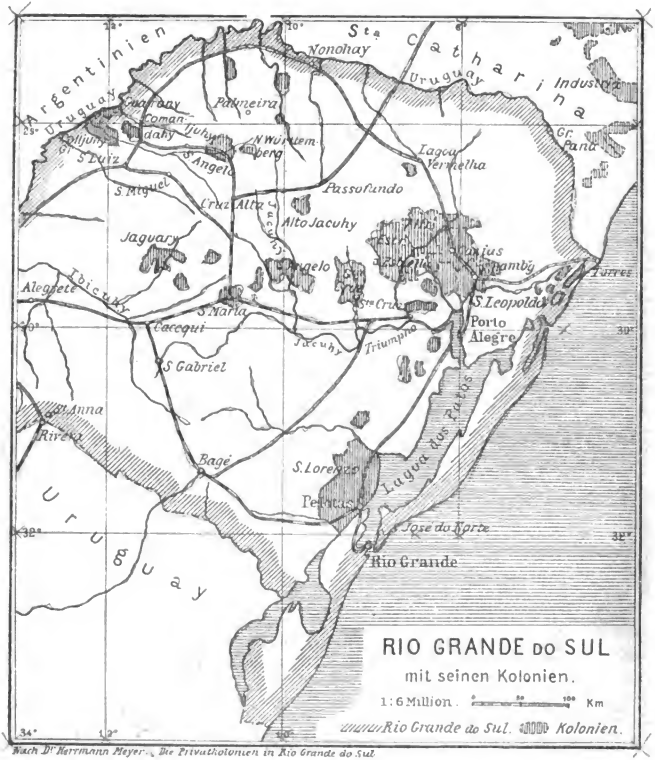
Inhalt.

Die Anfänge überseeischer Siedlung bis zur Erwerbung der Schutzgebiete . . . . . 1—11
Die Reichsschutzgebiete und ihr Wert für eine deutsche Besiedlung . . . . . 12—24
Die Kolonisationsarbeit in Rio Grande do Sul . . . . . 25—29
Land und Leute in Rio Grande . . . . . 30—37
Die deutschen Kolonieen, ihre Produktion. Bevölkerung und landschaftliche Lage . . . . . 38—44
Ist eine weitere Einwanderung möglich? . . . . . 45—51
Neu-Württemberg, der Typus einer Neusiedlung . . . . . 52—58
Die Wirtschaft auf den alten Kolonieen und ihre Folgen . . 59—63
Das nichtdeutsche Kapital und die Industrie in Brasilien . . 64—66
Reichsauskunftei, Konsulatsvertretung und Kreuzerflotte . . 67—69
Die Notwendigkeit einer Reichshülfe zur Hebung des Schulwesens . . . . . 70—73
Aussichten für das deutsche Kapital, die Rio Grande-Nordwestbahn . . . . . 74—75
Brasilianische Zollverhältnisse . . . . . 76—77
Schlusswort . . . . . 78—80

Berichtigung von Druckfehlern.

Seite 67, Zeile 9 von oben lies „Uruguayanabahn“.
Seite 70, Zeile 13 „ „ „ „hockt“.
Seite 74, Zeile 18 „ „ „ „Expertisen“.
Seite 76, Zeile 28 „ „ „ „schwerwiegende“.

Digitized by Google



Nach Dr. Hermann Meyer: Die Privatkolonien in Rio Grande do Sul.

Digitized by Google

Der deutsche Reisende, welcher heute über die Praça Dom Pedro zu Lissabon oder den Passeio das Virtudes zu Oporto schreitet, stutzt oft unwillkürlich, wenn er aus der Menge brünetter Bewohner des Strandes am Tejo und Douro Typen hervorstechen sieht, die mit ihren blonden Haaren und blauen Augen ihn an seine nordische Heimat in so hohem Grade erinnern, dass er in Versuchung kommt, sie als Landsleute zu begrüssen. Seine Fragen aber werden in der Sprache Lusitaniens beantwortet, und nichts lebt in diesen blonden Portugiesen von Erinnerung an eine Verwandtschaft mit dem deutschen Fremdling. Der Geschichtskundige aber wird durch eine solche Begegnung wieder an die Thatsache erinnert, dass unter sehr vielen Völkern Europas germanische Stämme bis auf den heutigen Tag Spuren ihrer Anwesenheit hinterlasssen haben. In Portugal, dem ehemaligen Lusitanien, in Spanien, in Nordafrika, in Italien sind einst die letzten Wogen der brandenden Völkerwanderung verlaufen, welche die Germanen wie eine Sturmflut über die Provinzen des alten römischen Reiches verbreitete. Die äussersten Posten deutscher Wanderer sind zwar sehr bald aus Mangel an Nachschub von den fremden Stämmen aufgesogen, und nur einige schwachen Merkmale am Typus der heutigen romanischen Völker deuten auf die einst starke Mischung mit dem Blute der Goten, Alanen und Vandalen hin. Aber diese Thatsache erinnert an den im Charakter der Germanen stark ausgeprägten Trieb zum Wandern, welcher von jeher deutsche Siedler in alle Weltgegenden gebracht hat, in welchen die von der Natur gegebenen Bedingungen die Existenz germanischer Kolonisten ermöglichten. Die Völkerwanderung ist natürlich nur im weitesten Sinne des Wortes als Auswanderung Deutscher in Betracht zu ziehen, wenn auch das Grundmotiv derselben das gleiche war, welches allen folgenden Perioden deutscher Emigration zu Grunde lag: der Wunsch nach Verbesserung der eigenen Lebens- und Erwerbsverhältnisse im Auslande. Besonders das 13. Jahrhundert war eine hervorragend kolonisatorische Periode für die Deutschen, denn die blutigen Kämpfe, welche Heinrich I., Otto I., Friedrich Barbarossa, Heinrich der Löwe, Albrecht der Bär, die Wettiner und der deutsche Orden mit den Slaven jenseits der

Digitized by Google

Elbe und Saale führten, hatten auch die Besiedelung dieser in heissem Ringen erworbenen Landstriche durch deutsche Bauern, die Anlage deutscher Städte und damit die Umwandlung der einst slavischen Ostmarken in deutsche Gaue zur Folge. Aber auch über diese Ostgrenze deutscher Bevölkerung weit hinaus suchten bald germanische Kolonisten eine neue Heimat. In Russland, dessen menschenarme aber fruchtbare Ebenen der Arbeit des Bauersmanns reichen Ertrag brachten, finden wir seit den Zeiten Katharina II. und ihrer Nachfolger Tausende von Stammesgenossen; in Ungarn gab schon Geisa II. deutschen Siedlern gern Grund und Boden in den brachliegenden Strichen des Magyarenreiches, und Maria Theresia und Josef II. waren eifrig bemüht, den Zuzug eines so wertvollen Kulturelementes in die Ostmarken ihrer Monarchie zu fördern. Diese deutschen Kolonisten sind zwar zu einem Segen für jene Länder des Ostens geworden und haben kulturelle Erfolge gezeitigt, deren Wert über jedes Lob erhaben ist, aber der erwachende Selbständigkeitstrieb der slavischen und magyarischen Völker von heute ist für die deutsche Bevölkerung nicht nur zu einem Hemmschuh für ihre Ausbreitung, sondern geradezu zu einer Gefahr für ihren alten Bestand geworden, und die Zahl unserer Stammesbrüder in diesen Bezirken weicht langsam, aber sicher zurück vor der rücksichtslosen Propaganda, welche besonders Tschechen, Polen und Magyaren für ihre Sonderinteressen in skrupelloser Weise betreiben.

Diese Auswanderung nach Osteuropa ist aber numerisch gar nicht zu vergleichen mit derjenigen, welche besonders seit dem Anfange des 19. Jahrhunderts erstarkte und fast ausschliesslich überseeische Länder zu ihrem Ziele erwählte. Namentlich Nordamerika, wo seit 1683 die ersten Deutschen ansässig waren, zog die Scharen der Emigranten an, und bereits 1820 hatten Hunderttausende von Deutschen dort ihren ständigen Wohnsitz. Der Zug dorthin ist auch heute noch so stark, dass noch immer fast 90 Prozent der gesamten deutschen Auswanderung auf dieses Gebiet entfallen.

Während aber die Beweggründe zur Auswanderung in früheren Perioden auch religiöser und politischer Natur sein konnten, sind dieselben in den letzten Jahrzehnten rein wirtschaftliche geworden. Nur in den Zeiten der Reaktionsjahre 1830 und 1850 mochten für viele Emigranten politische Motive mitsprechen, für die Jetztzeit ist fast ausschliesslich der Wunsch nach Verbesserung der eigenen Erwerbsverhältnisse massgebend, und die Stärke der Auswanderung hängt in erster Linie ab von der mehr oder weniger grossen Schwierigkeit, in der Heimat eine genügende Existenz zu finden, dann aber von den Aussichten, welche sich in einem fremden

Digitized by Google

Lande dem Immigranten eröffnen. Am grössten ist sie daher stets, wenn ungünstige Verhältnisse des Mutterlandes mit vorteilhaften des Auslandes zusammentreffen. Eine längere Notlage hat stets eine verstärkte Auswanderung zur Folge, wie die Statistik für die Notjahre 1816/17 und 1846/47 beweist.

Auffällig ist es, dass die Deutschen sich erst verhältnismässig spät auf Amerika als das geeignetste Land zur Besiedelung besannen, und noch auffälliger, dass die deutsche Nation nie ernstliche Anstrengungen gemacht hat, sich ihren Platz in dem neuentdeckten Erdteile zu sichern. Der Aufschwung der Hansa, ihre Herrschaft in den nordischen Meeren hätten doch ein Zugreifen im Westen erklärlich erscheinen lassen, und die Vorherrschaft des deutschen Welthandels wäre auch für Amerika gewiss nach den Leistungen der Hansa im Beginn des 15. Jahrhunderts keine unnatürliche Erscheinung gewesen. Aber der verhängnisvolle Erbfehler der Deutschen, die Uneinigkeit und die Neigung zu Sonderbestrebungen, verursachte innere Wirren und häusliche Zwistigkeiten so schlimmer Natur, dass England und Holland sich mühelos in den Besitz des Welthandels setzten, nachdem die Macht der Hansa zerfallen war, und sie kaum noch die Trümmer ihres nordischen Verkehrs zusammenhalten konnte. Der deutsche Stahlhof in London und der deutsche Kaufhof in Nischni Nowgorod erinnern als letzte Zeugen an jenen gewaltigen Aufschwung der Hansa, welcher eine rege Anteilnahme, ja selbst die Führung an dem Weltverkehr hätte erwarten lassen, welchem Columbus und Vasco da Gama neue Bahnen gewiesen hatten. Aber im ganzen Deutschland schlugen diese Entdeckungen keine sonderlichen Wellen, denn die religiösen Streitigkeiten beanspruchten die Aufmerksamkeit und Kraft aller Deutschen so ausschliesslich, dass die Seemächte Europas die Welt unter sich teilten und dem lieben Deutschen dafür gern das Recht überliessen, sich in blutigen Fehden seinen Platz im Reiche Gottes zu sichern, nachdem er im Reiche dieser Welt seine Ansprüche aufgegeben hatte. Zwar einsichtige Kaufleute, die Welser, Fugger und Ehinger, versuchten, sich durch die Errichtung von Kontoren in den südeuropäischen Hauptstädten, durch Gründung von Pflanzungen auf den kanarischen und westindischen Inseln, durch Anlage von Kapitalien und Ausrüstung eigener Schiffe an den Handelsbestrebungen zu beteiligen, welche den Grund zum Reichtum der Spanier, Franzosen, Holländer und Engländer legten. Die Fugger versuchten Chile mit Deutschen zu besiedeln, und die Bestrebungen der Welser, das heutige Venezuela für den deutschen Handelsverkehr nutzbar zu machen, bilden einen Markstein in der Geschichte deutscher Kolonisation. Ihre Statthalter führten eine Reihe von Forschungsreisen in das

Digitized by Google

Innere des völlig unbekannten Landes aus, deren Ziel allerdings in erster Linie die Auffindung von Edelmetallen bildete. Die Urwälder des Magdalenenstromes, die Schluchten der Sierra Santa Martha, die Wildnis am Fusse der Kordilleren wurden von den ersten deutschen Pionieren durchstreift, von denen Ambrosius Ehinger, Philipp von Hutten und Bartholomäus Welser ihre Kühnheit mit dem Leben bezahlten. Besonders der Tod des letzteren, der 1546 von spanischen Abenteurern grausam hingerichtet wurde, nahm den Welsern allen Mut, das begonnene Werk der Kolonisation fortzusetzen, und schon 1555 ging diese erste überseeische deutsche Siedlung nach 28 Jahren ihres Bestehens zu Grunde.

Der dreissigjährige Krieg aber vernichtete den Wohlstand und die Volkszahl Deutschlands so gründlich, dass an erneute überseeische Unternehmungen nicht zu denken war. Während die Westmächte Europas die maritime Vorherrschaft Spaniens endgültig vernichteten und mit Russland den grössten Teil der überseeischen Welt in Besitz nahmen, hatte Deutschland genug zu thun, seine eignen, durch den entsetzlichen Krieg völlig verödeten und verwüsteten Fluren wieder zu besiedeln und zu bebauen.

Trotz dieses politischen und wirtschaftlichen Zusammenbruchs Deutschlands im 17. Jahrhundert fehlte es nicht an Bestrebungen weitsichtiger Männer, welche ihrem Lande einen Besitz in Amerika sichern wollten. Am bekanntesten ist nach dieser Richtung der Bayer Johann Joachim Becher geworden. Becher hatte die Erwerbung der holländischen Kolonie Neu-Amsterdam, also des heutigen New-York, angestrebt, und die Unterhandlungen mit den Holländern waren bereits dem Abschluss nahe, als England einen grossen Strich durch den bayrisch-holländischen Traktat machte, nämlich nach bewährten Grundsätzen Neu-Amsterdam einfach in Besitz nahm. Erneute Bemühungen, Holländisch-Guayana für Bayern zu erwerben, hatten ebensowenig Erfolg als der Versuch, den deutschen Kaiser zur Gründung einer deutschen ost- und westindischen Handelsgesellschaft zu bewegen. Nach zahlreichen Anfeindungen und Verdächtigungen ging Becher nach Holland, von dort nach London, wo er 1682 als mittelloser Mann starb.

In diese traurige Periode fällt wie ein Lichtstrahl das bekannte Wort des Grossen Kurfürsten: „Der gewisseste Reichtumb eines Landes kommt aus dem Kommerzium her. Seefahrt und Handel sind die fürnehmsten Säulen eines Estats, wodurch die Unterthanen beides zu Wasser, als auch durch die Manufakturen zu Lande ihre Nahrung und Unterhalt erlangen.“ Mit diesem Programm eröffnete der Hohenzoller, der in Holland den materiellen Segen überseeischer Besitzungen kennen gelernt hatte, die Reihe der Versuche, dem durch Kriege völlig verarmten und ausgesogenen

Digitized by Google

Brandenburg neue Lebenskraft durch Anknüpfung von Handelsbeziehungen mit dem fernen Afrika und Gründung von Kolonieen an der Guineaküste zuzuführen. Allerdings stellten sich der Verwirklichung seiner grossen Pläne die denkbar grössten Schwierigkeiten entgegen: Geldmangel und Gleichgültigkeit der Kaufleute in den wenigen Handelsstädten seines zusammenhangslosen Reiches, dem der geeignete Zugang zum offenen Meere fehlte. Der erstere Grund war schon entscheidend gewesen für die Vereitelung eines Vertrags mit Dänemark, das ihm seine Niederlassung Tranquebar in Vorderindien angeboten hatte. Die Schwedenkriege drängten in den folgenden 20 Jahren alle kolonisatorischen Ideeen in den Hintergrund, vermochten sie indes nicht zu beseitigen, denn sofort nach dem Siege über Schweden wandte Friedrich Wilhelm sich unter Beistand des Holländers Benjamin Raule wieder seiner überseeischen Politik zu. Zum ersten Male erschien der rote Adler Kurbrandenburgs in den Gewässern des Westens, und Spanien wurde von dem „kleinen Marquis von Brandenburg“ in sehr unangenehmer Weise an die Pflicht erinnert, seine Schulden zu zahlen. 1682 aber hisste Major Friedrich Otto von der Gröben die Flagge des Kurfürsten an der westafrikanischen Goldküste und legte das Fort Grossfriedrichsburg trotz aller Ränke des eifersüchtigen Hollands an. 1687 folgte der Kapitän Kornelius Reers an der Küste von Arguin dem Beispiele von der Gröbens, und ein Pachtvertrag mit den Dänen setzte den Kurfürsten in den Besitz von S. Thomas. Die Brandenburgisch-Afrikanische Handelsgesellschaft sorgte für den Verkehr mit den neuen Kolonieen, in denen allerdings nach der Anschauung der damaligen Zeit auch Sklavenjagden für durchaus ehrenwert und erlaubt galten. Der Handel mit dem schwarzen Elfenbein wurde der neugegründeten Kompagnie ausdrücklich vom Kurfürsten privilegiert. Die in Berlin neuerrichtete Admiralität sorgte für den notwendigen Ausbau der jungen brandenburgischen Kriegsflotte, deren Hafen fortan Emden war. Hier garnisonierte auch eine Kompagnie Marineinfanterie, das Urbild unserer Seebataillone. Leider sank mit dem Tode des Grossen Kurfürsten auch das junge Kolonialunternehmen dahin. Die Holländer vergalten noch zu seinen Lebzeiten alle guten Dienste, welche er den Mynheers in der Politik geleistet hatte, mit der Wegnahme zweier Forts an der Goldküste, und der aufs äusserste erbitterte Kurfürst trug sich mit Kriegsgedanken gegen die Niederlande, als der Tod ihn 1688 zum ewigen Frieden eingehen liess. Seinem Nachfolger gebrach es an dem guten Willen, das Werk des Kurfürsten fortzusetzen. Zwar trug sich Friedrich III. mit der Idee, die Landenge von Panama zu besetzen, kam aber sehr schnell von ihrer Verwirklichung und überhaupt von jeder Weltpolitik ab. Die

Digitized by Google

verschuldete Brandenburgisch-Afrikanische Kompagnie vermochte sich nicht zu halten, holländische Kaufleute erwarben das Recht, den Handel mit den Kolonieen zu betreiben, Benjamin Raule aber starb, nachdem er zu Unrecht der Unterschlagung angeklagt und gefänglich eingezogen war, arm und elend in Hamburg. Unredliche Beamte beschleunigten den Verfall der Kolonieen, die feindlichen Seemächte nahmen Fahrzeug um Fahrzeug weg, die unfertigen Schiffsrümpfe vermoderten im Hafen zu Emden — aber über dem Streben nach der Königskrone verlor Friedrich III. jede Teilnahme an der Schöpfung seines grossen Vaters.

Für den Soldatenkönig Friedrich Wilhelm I. hatten die Kolonieen nur einen Wert: sie lieferten ihm die schwarzen Spielleute und Paukenschläger für seine Regimenter. Aber auch nur einen Thaler für die entlegenen Besitzungen aufzuwenden, wäre dem sparsamen Monarchen nicht eingefallen, und als die Holländer, welche in jenen Zeiten uns gegenüber die Rolle des heutigen England spielten, dem Könige 7200 Dukaten und 12 Mohren für den Bettel boten, den er noch an der afrikanischen Küste besass, schlug der sehr praktische Friedrich Wilhelm gern zu, und auch der siebenjährige Widerstand des Negerhäuptlings Jan Cuny konnte die Übergabe von Grossfriedrichsburg an Holland nicht verhindern.

Für S. Thomas fand sich kein Käufer, sodass 1731 Dänemark die Niederlassung samt den vorhandenen Produkten übernehmen musste, um zu seinem Gelde zu kommen, denn der König von Preussen dachte nicht daran, für jene Insel die Pachtzahlungen fortzusetzen.

Mit seinem Vater hatte Friedrich der Grosse die Abneigung gegen alle kolonialen Unternehmungen gemein. Eine ungleich wichtigere Arbeit war für ihn die Besiedlung unwirtlicher Strecken im eignen Lande, das nach den Strapazen des siebenjährigen Krieges dringend einer neuen wirtschaftlichen Kräftigung bedurfte. Aus Böhmen und Polen, aus allen Gegenden Deutschlands zog er mehrere Hunderttausende von Kolonisten, welche hauptsächlich wegen ihrer Glaubensstellung zur Auswanderung getrieben worden waren, in seine Ostprovinzen. Trotz dieser Kulturarbeit verlor er indes nicht den Blick für die Wichtigkeit des Seehandels und förderte die preussische Seefahrt in jeder Weise, unterstützte die Schiffswerften und erklärte Emden zum Freihafen. Dort versuchte die Ostasiatische Handlungskompagnie, den Handel mit China rege zu gestalten, ohne besonderen Erfolg zu erzielen. Auch die heute trotz aller Wechselfälle noch bestehende Seehandlung datiert ihren Ursprung aus jenen Zeiten. Merkwürdigerweise war Friedrich der Grosse niemals zum Bau einer Kriegsflotte zu bewegen. Der Hauptvertreter kolonialer Ideeen in jener Zeit war

Digitized by Google

Nettelbeck, der Verteidiger Kolbergs. Dreimal unterbreitete er dem Könige und seinen Nachfolgern einen Plan, Guayana zu besiedeln und die anzulegenden Plantagen mit Sklaven von der Guineaküste zu versorgen. Aber in den Stürmen der napoleonischen Kriege, dem verzweifelten Ringen Preussens um seine Selbständigkeit war natürlich weder Zeit noch Wille für die Verfolgung der Nettelbeckschen Ideeen. In der Zeit nach dem Wiener Frieden mit ihrer engherzigen Politik aber erschien jeder Anlauf zu überseeischer Bethätigung als Utopie oder Verbrechen. Aber die Notjahre 1816/17, die Zunahme der Bevölkerung in den folgenden Jahren, wiesen die Deutschen auf die Notwendigkeit hin, ihre überschüssigen Elemente in ausländische Gebiete zu lenken, von denen nun Nordamerika in erster Linie in Betracht kam.

Die praktischen Amerikaner unterstützten natürlich die wertvolle deutsche Einwanderung nach Kräften. Keine Belästigungen religiöser oder politischer Natur hemmten den Zuzug deutscher Kolonisten, welche in Scharen kamen, um die ungeheuren brachliegenden Fluren der Union zu besiedeln. Nur geringe Bruchteile der deutschen Emigration wandten sich Mittel- und Südamerika zu. Mexiko und Südbrasilien zogen diese wenigen Hunderte von Kolonisten besonders an. Auch Südafrika und Australien empfingen in diesen Zeiten ihre ersten deutschen Einwanderer. Die englische Regierung brachte 1858 auf ihre Kosten 2000 deutsche Siedler in die Kapkolonie, denen 1877 die Kapregierung 1000 deutsche Kolonisten folgen liess. Den Grundstock der deutschen Einwanderung in das Kapland aber bildeten die entlassenen Legionäre, die im Krimkriege gefochten hatten. Württembergische Sektierer, die Mitglieder der Tempelgemeinde, wandten sich Asien zu und eröffneten seit 1869 Syrien dem Zugang ihrer Glaubens- und Volksgenossen. Auch das Ostjordanland wird neuerdings als durchaus geeignet zur Ansiedlung empfohlen. Selbst das ferne Hawai hat deutsche Arbeiter in seinen Zuckerpflanzungen.

Neben solchen grösseren Siedlungsbezirken der Deutschen in allen Weltgegenden giebt es vereinzelte Kolonieen im Auslande, die aber zu keiner besonderen Blüte gediehen sind, so das übelberufene Pozuzu in Peru und Tovar in Venezuela. Letzteres Land hat mit einem von Alexander von Humboldt gutgeheissenen Plane zur Sesshaftmachung Deutscher keinen sonderlichen Erfolg gehabt. Argentinien aber hat eine Reihe Siedlungen, in denen unsere Stammesgenossen mit Erfolg thätig sind. Geringer ist die Zahl der Deutschen in Uruguay, sehr gering in Paraguay. Blühende deutsche Gemeinschaften besitzt dagegen Chile, von denen Puerto Montt und Valdivia bekannt sind. Vereinzelte Deutsche finden sich in jedem Lande der Erde, selbst das unzugängliche Marokko

Digitized by Google

hat in seinen Hafenplätzen einzelne Deutsche, welche versuchen, dem deutschen Handel die Thore des Landes zu öffnen, das durch strenges Verbot des Sultans einer Kolonisation völlig versperrt ist.

Diese verstärkte deutsche Auswanderung, welche im 19. Jahrhundert sich auf wenigstens 6 Millionen Seelen beziffert haben dürfte, erregte natürlich die Aufmerksamkeit aller Kreise, denen daran lag, den Emigranten auf der einen Seite mit Rat und Schutz zur Seite zu stehen, dann aber auch den Zusammenhang derselben mit dem Mutterland zu erhalten. Die Regierungen der deutschen Staaten verhielten sich völlig indifferent, wenn nicht direkt ablehnend und feindselig. Noch im 18. Jahrhundert galt eine Auswanderung als Staatsverbrechen, das nach Kräften von den offiziellen Organen vereitelt wurde. Die Napoleonischen Kriege im Verein mit der Kontinentalsperre legten die überseeische Auswanderung völlig lahm. Erst nach dem Wiener Frieden verspürte sie einen neuen Zug. Vergeblich bemühte sich 1839 Dr. Seitz, die Regierungen auf den ungeheuren Verlust aufmerksam zu machen den die Heimat an Personen und Kapital erlitt, und sie zur Anlage einer deutschen Kolonie zu bewegen, nach der die Emigration zu lenken sei. Die Regierungen begnügten sich, ihre Unterthanen vor einer Auswanderung zu warnen. So geriet diese fast völlig in private Hände, und es konnte nicht fehlen, dass gewissenlose Agenten und Kapitäne oft wucherischen Gewinn durch unerlaubte Mittel aus der Unerfahrenheit der Auswanderer zogen. Um diesem Treiben entgegenzuarbeiten, bildeten sich private Gesellschaften, um die fehlende Thätigkeit der Regierungen zu ersetzen, den Auswanderern Ratschläge für ihre Zukunft zu erteilen und sie möglichst in solche Gebiete zu leiten, welche ihres Erachtens die grösste Sicherheit für eine gedeihliche Entwicklung deutscher Siedlungen boten. Leider wurden sie in ihren menschenfreundlichen Bemühungen nicht immer von ehrlichen Helfern und erfahrenen Reisenden unterstützt, sondern sehr oft von eigennützigen Spekulanten irregeführt. Bei der völlig mangelnden Unterstützung der deutschen Regierungen verlief die Arbeit der meisten dieser Vereinigungen im Sande.

Nachdem die Versuche, in den Jahren 1821 und 1840 Mexiko und Südamerika in grösserem Masse zu kolonisieren, mit den zu diesem Zwecke entstandenen Gesellschaften verunglückt waren, kaufte 1842 ein Verein zu Hamburg unter Führung des Syndikus Karl Sieveking die Chatham Islands bei Neu-Seeland und bestimmte diese zur Gründung der ersten Kolonie, welcher in allen Weltteilen Neuanlagen folgen sollten. England aber erhob Einspruch gegen den Kaufvertrag und brachte damit dieses Unternehmen zum Scheitern.

Digitized by Google

Zwei Jahre später bildete sich zu Mainz der deutsche Adelsverein mit der Absicht, die damals noch mexikanische Provinz Texas zu kolonisieren. Trotzdem die Gesellschaft nur sehr unvollkommen über das Klima, den Boden und die natürlichen Reichtümer des Landes unterrichtet war, kaufte sie ausgedehnte Gebiete und legte unter Leitung des Prinzen Solms-Braunfels den Grund zu den Städten Neubraunfels und Friedrichsburg. Schon nach vier Jahren brach der Verein zusammen. Etwa 5000 durch ihn nach Texas geschaffte Kolonisten waren dort einer argen Enttäuschung zum Opfer gefallen, materiell ruiniert, zum Teil auch elend umgekommen.

Gleichzeitig wirkte ein preussischer Kolonisationsverein unter Beistand des Justizrats Keber in Königsberg für die Besiedelung der Moskitoküste in Centralamerika. Etwa 100 Auswanderer, welche auf gutes Glück in dieses durch seine Fieber verrufene Land zogen, wären elend verdorben und gestorben, wenn sich nicht der englische Konsul ihrer angenommen hätte. In den neunziger Jahren machte ein Lehrer Krämer aus Dortmund wieder Propaganda für die Moskitoküste, scheiterte aber mit seinem Projekt und wurde später wegen Vorspiegelung falscher Thatsachen, welcher mehrere Deutsche Glauben geschenkt hatten, gerichtlich zur Verantwortung gezogen.

Einen nachhaltigen Erfolg hatte dagegen der noch heute bestehende Hamburger Kolonisationsverein, 1849 gegründet, welcher in Südbrasilien Kolonieen anlegte, die rasch aufblühten. Mit diesen Niederlassungen werden wir uns an anderer Stelle eingehend zu beschäftigen haben.

In ein ganz neues Stadium kam die deutsche Kolonialfrage mit der Gründung des deutschen Reiches. Wenn vordem die Staaten Deutschlands sich allen Auswanderungs- und Kolonisationsbestrebungen abhold gezeigt hatten, so lag der Hauptgrund dafür in ihrer vollkommenen Machtlosigkeit zur See. Eine allgemein anerkannte deutsche Flagge gab es nicht, die seefahrenden Kontingente Deutschlands waren daher abhängig von dem Wohlwollen der Mächte, welche eine ausreichende Kriegsflotte unterhielten. Die schmachvolle Tributzahlung an die Barbareskenstaaten Tunis, Tripolis, Algier und Marokko, deren Kaper ungestraft manches deutsche Schiff wegnehmen durften, sind ein hervorragendes Symptom der deutschen Ohnmacht vergangener Jahrzehnte. Während England, Spanien und besonders Frankreich den afrikanischen Piraten nachdrückliche Züchtigungen zuteil werden liessen, waren die deutschen Kaufleute auf schwedischen oder türkischen Schutz und die Tributzahlungen angewiesen, ja, ihr Ansehen sank so sehr,

Digitized by Google

dass die Versicherungsgesellschaften ein deutsches, nach dem Mittelmeer bestimmtes Schiff gar nicht mehr oder nur gegen die höchsten Prämiensätze annahmen. Im Jahre 1848 vermochten ein paar dänische Korvetten den gesamten Seehandel von 40 Millionen Deutschen lahm zu legen. Damit war die Notwendigkeit des Baues einer Kriegsflotte den Deutschen in so schroffer Weise vor Augen geführt, dass die Frankfurter Nationalversammlung sich zur Bewilligung von 6 Millionen Thalern für die Errichtung eines Kriegsgeschwaders aufschwang. An der Spitze der Baukommission stand Prinz Adalbert von Preussen.

Das Schicksal dieser Bundesflotte unter dem Admiral Bromy, bestehend aus neun Dampfern, zwei Segelfregatten und 27 Kanonenbooten, ist in aller Erinnerung. Namentlich durch die Machenschaften der hannoverschen Regierung, welche Preussen trotz der von ihm geleisteten grössten Geldbeiträge die Leitung der Marineangelegenheiten missgönnte, erlosch das Interesse vieler Bundesstaaten sehr bald, so dass die Marinebeiträge von manchen Seiten ausblieben und die junge Flotte damit ihrer sicheren Vernichtung verfiel. Schon 1852 musste Hannibal Fischer den Hammer des Auktionators schwingen und damit seinen Namen einem Datum tiefster nationaler Erniedrigung aufprägen.

Preussen aber hatte den Wert einer Kriegsflotte erkannt und arbeitete unter Prinz Adalbert rüstig, wenn auch mit beschränkten Mitteln an ihrer Erhaltung und Erweiterung. 1859 wurde Wilhelmshaven erworben, und zum ersten Male lief ein preussisches Geschwader zur Abschliessung von Handels- und Schiffahrtsverträgen nach Ostasien aus. England aber begleitete die preussische Unternehmung mit den Worten Lord Palmerstons: „Die Deutschen mögen den Boden pflügen, mit den Wolken segeln oder Luftschlösser bauen; aber nie seit dem Anfang der Zeiten hatten sie den Genius, das Weltmeer zu durchmessen oder die hohe See oder auch nur die schmalen Gewässer zu befahren.“ — Wenn der hochedle Palmerston heute einen Blick auf die See werfen könnte, würde er höchst verwundert die Deutschen als vorzügliche Seefahrer, sich selbst aber als sehr schlechten Propheten anerkennen müssen. Nach der Erwerbung Kiels, nach der nationalen Waffenthat von 1870 sind unter dem Schutze der Kaiserlichen Flagge die schwarz-weiss-roten Farben auf allen Meeren und in allen Häfen zu finden, und der deutsche Welthandel hat England fast überall aus dem Sattel gehoben, von Frankreich gar nicht mehr zu reden.

Mit dem Ausbau der deutschen Kriegs- und Handelsmarine erwachte auch der Gedanke wieder in weiten Kreisen des neugeeinten Volkes, eigene Kolonieen von Reichswegen zu erwerben, und bereits vor Abschluss des Frankfurter Friedens wurden Stim-

Digitized by Google

men laut, welche Kochinchina von Frankreich verlangten, während Bismarck an Pondicherry in Vorderindien dachte. Die Reichsregierung beschränkte sich darauf, Meistbegünstigungs-, Handels- und Konsularverträge zum Schutze der heimischen Industrie und des Handels mit den wichtigsten Staaten der Erde abzuschliessen, und stand den Kolonialbestrebungen noch so fern, dass noch 1874 die Bitte des Sultans von Sansibar, sich mit seinem Reiche unter deutsche Schutzherrschaft stellen zu dürfen, vom Reichskanzler abgewiesen wurde. Das gleiche Schicksal hatte 1876 der Vorschlag, die Delagoabai und Santa Lucia zu besiedeln und den Sulu-Archipel zu erwerben. Doch wurde 1876 mit dem Könige von Tonga und 1879 mit den Samoanern ein Freundschaftsvertrag geschlossen und die Häfen Jaluit und Mioko im heutigen Bismarckarchipel als Kohlenstationen erworben. Die vom Kanzler 1880 im Reichstag eingebrachte Samoavorlage, welche die Erhaltung fruchtbarer Siedlungen aus dem Besitz des Hamburger Hauses Godeffroy auf den Samoainseln bezweckte, um sie nicht in englische Hände fallen zu lassen, scheiterte an dem Widerstande des Parlaments, in dem besonders der Abgeordnete Bamberger dem Kanzler entgegentrat. Bismarck kam aber dadurch zur Erkenntnis, dass der koloniale Gedanke nur so in die Wirklichkeit umgesetzt werden könne, dass die Regierung sich über den Reichstag hinweg selbst mit den kolonialen Unternehmern in Verbindung setzen müsse. Im Gegensatz zum Reichstag nahmen sich aber weite Schichten unseres Volkes des kolonialen Gedankens an, und der am 6. Dezember 1882 in Frankfurt a. M. gegründete, heute über ganz Deutschland verbreitete Deutsche Kolonialverein ist das respektable Ergebnis des neuererwachten Interesses für deutsche Kolonisation.

Sehr bald sollte Fürst Bismarck Gelegenheit finden, seine Erfahrung neuen Plänen dienstbar zu machen. Als im Jahre 1883 der Bremer Kaufmann Lüderitz Angra Pequena kaufte, suchte er für dieses Gebiet, welches den Namen Lüderitzland erhielt, den Schutz des Reiches nach. Fürst Bismarck informierte sich über etwa bestehende Ansprüche und Rechte Englands auf dieses Gebiet. Als aber England nach geraumer Zeit geruhte, zu erwidern, dass es zwar nur die Walfischbai und einige Guano-Inselchen rechtlich besitze, aber selbstverständlich die ganze Küste zwischen dem Kaplande und dem portugiesischen Westafrika als Eigentum betrachte, und einige Zeit darauf das Gerücht auftauchte, dass die Kapregierung Lüderitzland besetzen werde, sandte der Kanzler das denkwürdige Telegramm vom 24. April 1884 an den deutschen Konsul in Kapstadt: „Nach Mitteilung des Herrn Lüderitz zweifeln die Kolonialbehörden (gemeint Kapregierung), ob seine Er-

Digitized by Google

werbungen nördlich vom Oranjestrom auf deutschen Schutz Anspruch haben. Sie wollen amtlich erklären, dass er und seine Niederlassungen unter dem Schutze des Reiches stehen."

Damit hatte das Deutsche Reich die Traditionen des Grossen Kurfürsten wieder aufgenommen und den ersten Schritt zur Weltpolitik gethan.

Im Juli 1884 erkannte die britische Regierung die deutsche Schutzherrschaft über Lüderitzland mit Ausnahme der Walfischbai und der Guanoinseln mit sauersüsser Miene an. Ein späteres Abkommen regulierte die Grenzen des heutigen Deutsch-Südwestafrika, des ersten Schutzgebietes. Den Namen „Kolonie" hat die deutsche Regierung absichtlich vermieden anzuwenden.

Die Ernennung des verdienstvollen Kaiserlichen Generalkonsuls in Tunis, Dr. Gustav Nachtigal, zum Reichskommissar für die Schutzgebiete, brachte den rechten Mann an die rechte Stelle. Hanseatische Kaufleute hatten die Reichsregierung schon 1883 auf die Wichtigkeit der Sklavenküste und des Busens von Guinea hingewiesen, an dem Bremer Kaufleute im Togolande bereits Faktoreien besassen. Englische Umtriebe hatten die Eingeborenen des Togolandes derartig gegen die ansässigen Deutschen aufgestachelt, dass zu deren Schutze ein deutsches Kriegsschiff eingreifen musste. Kaum war dasselbe abgefahren, als der Vertreter des „perfiden Albion", Bezirkskommissar Firminger, die Häuptlinge des unabhängigen Togolandes durch Geld zur Annahme der englischen Schutzherrschaft zu bewegen suchte. Als dieses nicht gelang, erklärte er den Negern, dass sie die deutschen Kaufleute binnen vier Wochen zu vertreiben hätten, widrigenfalls er mit Gewalt gegen die Togoleute einschreiten würde. In echt englischer Ehrlichkeit warnte er aber zugleich die Deutschen vor den Eingeborenen. Diese aber entdeckten den deutschen Kaufleuten die Ankündigungen Firmingers und nahmen gleichzeitig die deutsche Schutzherrschaft an, welche Dr. Nachtigal am 5. Juli 1884 offiziell proklamierte. Dabei wurde zum ersten Male die deutsche Kriegsflagge auf afrikanischem Boden aufgezogen.

Von Togoland eilte Nachtigal nach Kamerun, wo der deutsche Handel sich in den Händen Hamburger Kaufleute zur führenden Stelle aufgeschwungen hatte. Englische Agitation hatte schon 1882 mehrere Häuptlinge bewogen, die britische Schutzherrschaft nachzusuchen. Als aber nach anderthalb Jahren noch keine Antwort aus London eingetroffen war, übertrugen die Häuptlinge ihre Rechte auf die deutschen Kaufleute, welche ungesäumt den Schutz des Reiches nachsuchten. Nachtigal kam an Bord der „Möve" gerade rechtzeitig an, um die durch englische Vorspiegelungen und

Digitized by Google

Drohungen bereits wieder wankelmütig gewordenen Negerhäuptlinge beim Worte zu nehmen und die deutsche Oberhoheit zu proklamieren.

Zwei Tage später traf ein englischer Vertreter ein, der angesichts der vollzogenen Thatsache mit einem grimmen Protest abziehen musste. Nur die Missionsstation Viktoria blieb in englischem Besitz und bildete den Ausgangspunkt für allerlei Machenschaften, welche das Schutzgebiet Kamerun in schwere Unruhen versetzten. Im Bunde mit dem berüchtigten Scolz-Rogocinski, einem edlen Polen, einst „Schulz“ geheissen, wiegelten die neidischen Briten die Eingeborenen auf, so dass sie den deutschfreundlichen King Bell verjagten, sein Dorf einäscherten und eine drohende Haltung gegen die Deutschen einnahmen, welche nach Abfahrt der „Möve“ schutzlos dastanden. Glücklicherweise erschien ein deutsches Geschwader unter Admiral Knorr, der die Aufständischen gebührend züchtigte und die Ordnung wiederherstellte. Ein Abkommen mit England und Frankreich bestimmte die Nord- und Südgrenze und brachte Viktoria in deutschen Besitz.

Gleichzeitig wurde im Osten Afrikas durch Ausstellung des Kaiserlichen Schutzbriefes vom 27. Februar 1885 an Dr. Carl Peters und seine Freunde Jühlke und Graf Pfeil das Gebiet von Usagara, Useguha, Ukami und Nguru unter den Schutz des Reiches gestellt. In aller Stille hatte Peters die nötigen Verträge mit den Häuptlingen der Eingeborenen abgeschlossen. Kurz vorher waren die Gebrüder Denhardt mit dem Sultan von Witu einen Schutz- und Handelsvertrag eingegangen und hatten später die deutsche Interessensphäre bis zum Jubaflusse in Somaliland ausgedehnt. Englische Ratgeber aber wussten den Sultan von Sansibar derartig misstrauisch zu machen und von der Schwäche Deutschlands zu überzeugen, dass dieser Potentat gegen den Kaiserlichen Schutzbrief protestierte und Truppen in Wituland und die von Peters erworbenen Gebiete einrücken liess. Bismarck aber demonstrierte ihm durch ein Geschwader von acht Kriegsschiffen die „Schwäche“ Deutschlands derartig ad oculos, dass er schleunigst alle deutschen Forderungen bewilligte und der inzwischen entstandenen Deutsch-Ostafrikanischen Gesellschaft den Hafen Dar-es-Salam abtrat. Zahlreiche Expeditionen unter Jühlke, von Gravenreuth, von Zelewski, von Bülow, Rochus Schmidt u. a. gingen ins Innere ab und brachten ein ausgedehntes Gebiet unter deutsche Herrschaft. In einem Vertrage von 1886 erfolgte die übliche Grenzregulierung mit England.

Die neuesten Erwerbungen auf kolonialem Gebiete machte Deutschland in den Gewässern der Südsee. Schon kurz nach dem Scheitern der Samoavorlage hatte der Geheime Kommerzienrat von

Digitized by Google

Hansemann dem Fürsten Bismarck einen Vorschlag zur Kolonisierung des nichtholländischen Teiles von Neu-Guinea unterbreitet, ohne indes den Kanzler zur Annahme des Planes zu bestimmen. Die in den Jahren 1878 und 1879 auf dem Samoa-, Marshall- und Neubritannia-Archipel errichteten Kohlenstationen waren die einzigen Bethätigungen deutscher Kolonialpolitik geblieben, hatten aber die Eifersucht der englisch-australischen Kolonieen im höchsten Grade erregt. Sie dachten, sämtliche noch unabhängigen Inselgruppen des Stillen Ozeans, von dem sie nur noch als „unserem Meere" sprachen, zu besetzen und alle Fremden vom Grunderwerb darauf auszuschliessen. Diese Massregel wäre gleichbedeutend gewesen mit dem Tode der aufblühenden deutschen Plantagenwirtschaft und Handelsbeziehungen in jenen Breiten. Der Reichskanzler entsandte deshalb ein Kriegsschiff in das bedrohte Gebiet und trat zugleich dem Hansemannschen Projekt der Besiedlung Neuguineas näher. Dagegen aber legte sich die australische Kolonie Queensland ins Zeug und nahm kurzer Hand das ganze nicht holländische Neuguinea für England in Besitz. Doch wagte der englische Kolonialminister nicht, das Vorgehen Queenslands zu bestätigen, da die Berliner Regierung sehr energische Einsprache erhoben hatte.

In aller Stille aber hatte die junge Neuguinea-Kompagnie unter Führung von Otto Finsch eine Expedition ausgesandt, welche an der Nordostküste der gewaltigen Insel und im Neubritannia-Archipel die Reichsflagge hisste. England und Australien gerieten in helle Wut über diese „neue deutsche Unverschämtheit", aber Fürst Bismarck setzte dem Zorn derselben durch die bekannte Reichstagsrede vom 2. März 1885 einen solchen Dämpfer auf, dass sich England sehr rasch zur Anerkennung der Grenzen von Kaiser Wilhelmsland bequemte und den Neubritannia-Archipel, heute Bismarck-Archipel, sowie die Marshall-Inseln Deutschland zusprechen musste. Schon 1886 fielen auch die nordwestlichen Salomonen Deutschland zu.

Ein anderer Gegner als der gewöhnliche britische Vetter stellte sich säbelrasselnd den Deutschen in den Weg, als sie 1885 auf den als herrenlos angesehenen Karolinen die schwarz-weiss-rote Flagge aufziehen wollten. Spanien besann sich plötzlich auf alte Rechte, und ein stolzer Hidalgo, General Salamanca, sandte in edler Entrüstung das ihm verliehene Grosskreuz des Roten Adlerordens zurück, blähte sich gewaltig auf und hoffte, „die Lücke, welche auf meiner Brust entsteht, durch eine andere, im Kampfe gegen Deutschland erworbene Auszeichnung auszufüllen." Der süsse Pöbel am Manzanares aber stimmte in das Zorngeheul ein und bewies seinen Heldenmut durch patriotisches Gebrüll vor der

Digitized by Google

Gesandtschaft des deutschen Reiches. Bismarck sorgte natürlich für die nötige Abkühlung, verschmähte es aber, den Kindesmord zu begehen, welchen die Geschichte der nordamerikanischen Union überwiesen hat, und nahm die Vermittlung des Papstes Leo an. Die bekannte Entscheidung des Papstes bildete nur ein Vorspiel zur friedlichen Erwerbung der Karolinen aus dem Reste spanischen Besitzes nach dem unglücklichen Kriege mit Nordamerika.

Viel ernster gestaltete sich für die deutsche Politik die Wahrung deutscher Interessen auf Samoa. Nach dem Scheitern der ersten Samoavorlage sorgten englische und amerikanische Freundschaft dafür, den Deutschen auf der wegen ihrer Lage und ihrer Fruchtbarkeit gleich wertvollen Inselgruppe das Leben sauer zu machen. Sie benutzten die Zwistigkeiten der eingeborenen Häuptlinge, immer neue Unruhen zu stiften, welche nach der Verbannung Malietoas, der sich Ausschreitungen gegen deutsche Pflanzer erlaubt hatte, keineswegs aufhörten. Dem von den Deutschen anerkannten Häuptling Tamasese stand bald der Günstling John Bulls und des guten Bruders Jonathan, Mataafa, feindlich entgegen, der bald Raubzüge gegen deutsche Plantagen unternahm. Auf einer Expedition gegen die von einem Amerikaner geführten feindlichen Samoaner erlitten 1888 deutsche Seesoldaten der Schiffe „Eber", „Adler" und „Olga" eine blutige Niederlage, welche allerdings bald ausgeglichen wurde. Aber im März 1889 folgte dem ersten Unglück die entsetzliche Katastrophe des Untergangs des „Adler" und „Eber" im Orkan an den Korallenriffen von Apia. 95 deutsche Seeleute fanden hier ihren Tod.

Die Samoakonferenz in Berlin versuchte zwar, Ordnung in die verwirrten Verhältnisse auf Samoa zu bringen, aber vergeblich. Die Inselgruppe wurde für unabhängig und neutral erklärt, die Rechtspflege einem vom Könige von Schweden ernannten Oberrichter übergeben, und die Aufsicht über die Verwaltung der Inseln den Vertretern der drei Mächte anvertraut. Trotzdem dauerten die Unruhen fort, besonders von Mataafa, dem Schützling Englands, unterhalten. Erst 1893 konnte derselbe zeitlebens verbannt werden. In welcher Weise durch die Eifersucht der Mächte und die „unparteiliche" Rechtspflege des Oberrichters sich die Verhältnisse zuspitzten, ist in der Erinnerung der Deutschen noch frisch. Zwar hat das neueste Samoaabkommen durch Graf Bülow eine feste Ordnung der Dinge geschaffen, aber wenn auch durch den Erwerb Upolus und Sawais die deutschen Ansprüche hinreichend erfüllt erscheinen bezw. erscheinen müssen, so ist es doch tief zu bedauern, dass durch ein zu spätes Zugreifen seitens der deutschen Regierung wertvolle Teile der Inselgruppe für uns verloren gingen.

Digitized by Google

Die letzte Erwerbung Deutschlands ist die Besetzung von Kiautschau in China, deren Verlauf und Folgen noch so frisch in aller Erinnerung sind, dass wir sie hier nicht zu berühren brauchen.

Die Entwicklung aller deutschen Schutzgebiete wurde indes fast durchgängig von politischen Unruhen und diplomatischen Verwicklungen gestört, welche oft von schweren Störungen des wirtschaftlichen Lebens in den Kolonieen begleitet waren. Die Aufstände unter Buschiri und Bana Heri in Ostafrika, unter Hendrik Witbooi in Südwestafrika, die Negerrevolten in Kamerun, kleinere Übergriffe auf den Bismarck- und Marshall-Inseln sind durch das Einschreiten der Schutztruppen niedergeworfen und dürften keine ernstlichen Hindernisse für die Zukunft bilden; von weit eingreifenderer Wirkung aber sind die Auseinandersetzungen mit England und Frankreich auf diplomatischem Wege geworden. Die Binnengrenzen unserer afrikanischen Kolonieen waren noch sehr unbestimmt und bedurften dringend einer Neuregulierung. Leider fehlte in den diesbezüglichen Verhandlungen der deutschen Politik der feste Wille Bismarcks. Der zweite Kanzler Caprivi, dem jedes Interesse für unsern Kolonialbesitz fehlte, sah unthätig zu, während England und Frankreich sich beeilten, die natürlichen Hinterländer der neuen deutschen Erwerbungen an sich zu bringen. Nach der Eroberung von Dahome durch Frankreich, nach Beendigung der englischen Expedition gegen die Aschantis war es geradezu eine Pflicht, die deutsche Togogrenze nach Norden vorzuschieben, um nicht auch hier umklammert zu werden, wie es im Westen und Osten geschehen war. Für die Wichtigkeit des Nigergebietes hatte aber Caprivi kein Verständnis, trotzdem ihm der Eifer, mit welchem Frankreich seine Expeditionen mit denen Englands wetteifern liess, um den Deutschen den Zugang zu dem für den Sudanhandel wichtigsten Strome Westafrikas zu versperren, die Augen hätte öffnen müssen. Zwar bemühte sich der deutsche Kolonialverein, durch Aussendung einer Expedition unter Dr. Hans Gruner, Dr. Döring und Leutnant von Carnap die Fehler Caprivis auszugleichen, zwar gelang es Dr. Gruner, Verträge mit eingeborenen Herrschern in aller Eile zu schliessen, welche uns den Zugang zum Niger sichern sollten, aber der 1897 mit Frankreich abgeschlossene Togovertrag brachte Frankreichs Ansprüche so sehr zur Geltung, dass die Anstrengungen Gruners damit vereitelt wurden. Alle angeblich errungenen wirtschaftlichen Vorteile können uns nicht darüber täuschen, dass wir durch die Saumseligkeit der Caprivischen Politik eine Schlappe von Frankreich erlitten haben.

Auch das Abkommen mit Frankreich und England über das Hinterland von Kamerun entspricht nicht den Voraussetzungen,

Digitized by Google

welche wir nach den ersten Erfolgen hegen durften. Namentlich Frankreich suchte durch Vordringen auf den nördlichen Zuflüssen des Kongo und vom Sudan aus sich das ausgedehnte Hinterland von Kamerun bis zum Tsad-See zu sichern. Den Deutschen stand kein bequemer Wasserweg zur Verfügung, vielmehr stand ihren Expeditionen nur der mühselige Weg durch feuchte Urwälder und feindliche Stämme offen. Nach den verunglückten Versuchen von Dr. Schwarz und Robert Flegel gelang es den Leutnants Kund und Tappenbeck, mehrere Vorstösse nach Südkamerun zu machen. Dr. Eugen Zintgraff kam als erster Europäer nach Yola, der Hauptstadt von Adamaua. Leider schied der verdienstvolle Reisende bald wegen Zwistigkeiten mit dem Gouverneur von Kamerun aus dem Reichsdienst aus. 1896 kehrte er aber zurück, starb indes schon 1897 am Fieber, dem schon Dr. Nachtigal 1895 zum Opfer gefallen war.

Das von Kund und Tappenbeck angefangene Werk setzte Hauptmann Kurt Morgen erfolgreich fort, während der aus der Geschichte Ostafrikas rühmlichst bekannte Freiherr von Gravenreuth auf einem Zuge nach Adamaua fiel. Auch Leutnant von Volckamer fand später einen qualvollen Tod durch aufständische Negerstämme. Schwere Unruhen erregte das Vorgehen des Kanzlers Leist, welches den Aufstand der Dahomeschutztruppe hervorrief.

In der Folgezeit erreichten kühne Reisende, der Rittmeister von Stetten, Freiherr von Üchtritz und Dr. Passarge, Adamaua, deren Expeditionen durch private Mittel ermöglicht worden waren. Somit wurde der Regierung wenigstens im letzten Augenblick eine Handhabe geboten, auf Grund der von den Reisenden mit dem Herrscher von Adamaua geschlossenen Freundschaft den Franzosen bei den Verhandlungen über die zukünftigen Grenzen nicht ganz rechtlos gegenüberzustehen. Uns gehört zwar nach den Verträgen mit England und Frankreich von 1893 und 1894 der beste Teil Adamauas, aber uns fehlen die geeigneten Zugänge zu diesem Hinterland, denn den natürlichen Wasserweg auf dem Niger und Benuë hat England an sich gebracht. Die Franzosen erhielten den Südosten, reich an Kupfer und Elfenbein, samt den natürlichen Handelswegen auf dem Benuë. Auch von den Zuflüssen zum Tsadsee gehört uns keiner, sodass wir überall die bequemen Wasserstrassen verloren haben und auf die beschwerlichen Landwege angewiesen sind. Dass wir also nicht gerade vorteilhaft bei den Verträgen abgeschnitten haben, dürfte feststehen.

Die glänzendste Entwicklung schien dafür der in Ostafrika erworbene Besitz zu versprechen. Schon 1888 übertrug der Sultan

Digitized by Google

von Sansibar der Deutsch-Ostafrikanischen Gesellschaft den Besitz der ganzen Küste und das Recht der Erhebung von Zöllen. Damit aber erwachte die glühende Eifersucht der arabischen Kaufleute, welche die Beeinträchtigung ihres Handels, des Schmuggels und der Sklavenjagden voraussahen. Die in Sansibar ansässigen Inder aber gaben die Zölle, welche sie bisher in Pacht hatten, nur ingrimmig aus der Hand und schürten natürlich den Hass der Araber. Die Aufstände unter Buschiri und Bana Heri waren die Folgen, die Räuberhorden der Mafiti und Wahehe schlossen sich den Arabern an. Wissmann und Gravenreuth schlugen indes überall die Rebellen und stellten die deutsche Herrschaft auf allen Punkten wieder her. Was aber das Schwert der Soldaten geschaffen, vernichtete bald die Feder der Diplomaten. Der 1. Juli 1890 brachte uns das deutsch-englische Abkommen. Uganda, Witu, die Somaliküste fielen mühelos den Engländern zu, auf Sansibar und Pemba verzichteten wir, dafür behielten wir in Ostafrika, was uns längst gehörte, das Gebiet zwischen dem indischen Ozean bis zu den Seeen und vom Ruwuma bis zum Kilimandscharo, durch das aber England auch das Durchzugsrecht erwarb. Allerdings erhielten wir dafür auch Helgoland, was vom nationalen und strategischen Standpunkte aus dankbar anerkannt werden soll, immerhin aber nichts an der Wahrheit des Urteils Stanleys ändert, der erklärte: „Die Deutschen haben für einen alten Knopf eine neue Hose hingegeben."

Über den Wert der deutschen Schutzgebiete sind die Meinungen des deutschen Volkes sehr geteilt. Während auf der einen Seite von begeisterten Kolonialpolitikern die hochfliegendsten Hoffnungen gehegt werden, steht eine übergrosse Masse der deutschen Steuerzahler nicht nur gleichgültig, sondern mürrisch und verdrossen der Thätigkeit der Reichsregierung in ihren überseeischen Besitzungen gegenüber. Die Ursache dieser letzteren Erscheinung liegt vor allen Dingen in dem Anlegen eines falschen Massstabes an den Wert der Kolonieen. Man weist auf die Erträge englischer, französischer und holländischer Besitzungen hin und fragt verächtlich nach denen unserer noch jungen Schutzgebiete. Man vergisst, dass die älteren Kolonialmächte erhebliche Opfer an Kapital und Menschen gebracht haben, um aus ihrem überseeischen Eigentum das zu schaffen, was es heute geworden ist; man vergisst, dass die Opfer, welche noch heute von England und Frankreich für afrikanische Kolonieen gebracht werden, die den unsrigen in Entwicklung und Ertrag durchaus noch nicht überlegen sind, unsere Reichszuschüsse erheblich überschreiten. England hat in aller Stille mit vielen Millionen die Ugandabahn gebaut, deren Rentabilität doch auch noch in der zukünftigen Erschliessung Centralafrikas

Digitized by Google

liegt. Welche Stürme hat es im deutschen Reichstag aber gegeben, ehe die wenigen Millionen für die Usambarabahn widerwillig angewiesen wurden, obwohl Usambara schon heute nach den Erfolgen seiner Kaffeeplantagen bei kräftiger Unterstützung durch das Reich einen sicheren Gewinn und eine hinreichende Verzinsung angelegter Kapitalien in absehbarer Zeit verheisst! Wenn Togoland und die Marshallinseln schon heute ohne Reichszuschuss ihre Verwaltungskosten selbst aufbringen, so ist dies ein Ergebnis, welches im Hinblick auf die grossen Schwierigkeiten der dortigen Verhältnisse uns ja eigentlich überraschen, aber auch ermutigen muss. An Ostafrika, das Dr. Peters begeistert als das zukünftige Indien für Deutschland pries, sind zu hoch gehende Erwartungen geknüpft worden, und da bis heute noch keine indischen Reichtümer aus diesem Schutzgebiete sich auf den deutschen Markt ergossen haben, sondern der Optimismus Peters' nach nüchterner Beurteilung der Lage auf das gebührende Mass hinabgeschraubt worden ist, rufen Tausende natürlich heute „Kreuzige!" welche in den Zeiten des ersten Enthusiasmus noch in das „Hosianna" einstimmten. Der Deutsche, welcher sich nicht mit den Ergebnissen der neueren Forschung und ihren thatsächlichen Feststellungen vertraut gemacht hat, will von dem jungen Kolonialbaum gleich goldene Früchte schütteln, vergisst aber, dass erst zielbewusste Arbeit im Laufe der Zeit eine Ernte bringen kann.

Für uns kommt der Wert unserer Schutzgebiete an dieser Stelle nur insofern in Betracht, als sie mehr oder weniger geeignet sind, der deutschen Auswanderung als Zukunftsländer zu dienen. Wir denken dabei natürlich an diejenigen Elemente der Auswanderung, welche mit geringen Mitteln oder gar ohne dieselben eine neue überseeische Existenz suchen. Dass aber die numerische Zunahme unseres deutschen Volkes viele Tausende alljährlich zur Auswanderung zwingt, ist heute trotz aller Einwände zweifellos festgestellt. Bei unserem ungeheuren Bevölkerungszuwachs von jährlich 500 000 Seelen macht die soziale Not ungeachtet aller Gegenmassregeln schnelle Fortschritte. Nicht nur in Handel- und Gewerbe übersteigt heute das Angebot die Nachfrage, sondern auch in anderen Berufen wächst die Zahl derjenigen, welche trotz Fleiss und Talent keine Stellung innerhalb ihres Wirkungskreises finden können. Der Andrang vieler Bewerber bedingt dabei stets ein Fallen des Lohnes, der in manchen Erwerbszweigen geradezu zu einem Hungerlohn geworden ist, während die Preise für die Bedürfnisse des täglichen Lebens eher steigen als herabgehen und die Ansprüche fast aller Berufsklassen nicht mehr im Einklang mit ihrem Erwerb stehen. Dieser Gegensatz hat die soziale Frage der Gegenwart geschaffen und bei der momentan herrschenden

Digitized by Google

wirtschaftlichen Depression noch verschärft, und diese Thatsache kann geradezu eine Gefahr für unser Land werden, wenn keine Entlastung eintritt.

Der gewöhnliche Einwand gegen diese Behauptung ist der Hinweis auf den grossen Mangel an Arbeitskräften in der Landwirtschaft. Aber abgesehen davon, dass die landwirtschaftliche Arbeit doch nur in der guten Jahreszeit bei vollem Betriebe die grosse Menge beschäftigen kann, die heute sich leider schon aus galizischen Elementen rekrutiert, so ist doch nicht darauf zu rechnen, dass alle verfügbaren deutschen Arbeitskräfte in der Landwirtschaft wirklich ausreichend beschäftigt werden können. Es kommt der Umstand hinzu, dass heute die überwiegende Mehrzahl der Arbeiter einseitig in Fachbetrieben geschult ist, sodass sie bei plötzlich eintretender Arbeitslosigkeit anderen Arbeitsgelegenheiten ohne die erforderliche technische Ausbildung gegenübersteht und das Proletariat sehr oft wider Willen vermehrt. Die wenigen, vom Staate in Zeiten grosser Kalamität unternommenen Notstandsarbeiten können nicht über die Wahrheit hinwegtäuschen, dass solche Hilfsmittel doch nur Notbehelfe sind, welche nur unter besonderen Umständen momentanen Wert für die Arbeitslosen haben, aber das Grundübel nicht zu beseitigen vermögen. Aus dieser Lage erklärt sich die stetig fortdauernde Auswanderung, bei deren Betrachtung uns die Thatsache befremdlich vorkommen muss, dass gerade in den spärlich bevölkerten Ackerbauprovinzen Preussen, Posen, Pommern und Schleswig-Holstein die Zahl der Emigranten bedeutend grösser ist als in unseren übervölkerten Industriebezirken. Während in Ostpreussen auf 1000 Einwohner jährlich fast 20 Auswanderer kommen, entfallen auf das industriereiche Königreich Sachsen auf dieselbe Zahl nur 7. Diese befremdliche Erscheinung erklärt sich aber nicht sowohl aus der in solchen Fällen gern citierten Notlage der Landwirtschaft, sondern aus dem Umstande, dass der notleidende Industriearbeiter in weit seltneren Fällen in der Lage ist, die notwendigen Reisekosten aufzubringen, als der bedrängte Kleinbauer, dem nach Verkauf seiner Scholle und Abstossung der darauf lastenden Schuld fast immer die Mittel zur Reise und zur ersten Einrichtung in der Fremde bleiben. Dieses Überwiegen des ländlichen Elementes in der Auswanderung ist eine zwar bedauerliche Thatsache, vom Standpunkte des Nationalökonomen aus betrachtet, da sie uns alljährlich nicht nur körperlich starke Menschen, sondern auch ein erhebliches Barvermögen entzieht, aber aus dem oben angeführten Grunde leicht verständlich. Zudem findet in den weiten Ebenen Nordamerikas, das in erster Linie auf Ackerbaukolonisten rechnet, der Kleinbauer und Tagelöhner eine Arbeit, an die er von Jugend auf gewöhnt ist, und die ihm daher weit leichter-

Digitized by Google

und gewinnbringender wird als dem industriellen Arbeiter, dem das Leben des Farmers natürlich ungewohnt und beschwerlich vorkommen muss.

Durch die fortgesetzte Auswanderung hat Deutschland nach geringer Veranschlagung allein im 19. Jahrhundert 6 Millionen Seelen mit einem Vermögen von über zwei Milliarden Mark verloren. Bedauerlicherweise ist Kraft und Leistung dieser Emigranten fast ausschliesslich anderen Nationen praktisch und moralisch zu gute gekommen. Man hat es bisher, selbst unter dem Regime Bismarck nicht verstanden, durch Anwendung des Programms der Sammlung aller deutschen Elemente im Auslande diesen selbst eine moralische Stärkung und unserem Vaterlande eine direkte Verbindung mit seinen ausgewanderten Söhnen zu verschaffen, deren unbedingte Wirkung durchaus nicht nur idealer, sondern sogar sehr praktischer Natur gewesen sein würde. Der Durchschnittsdeutsche, abgesehen von den Kreisen, welche durch Export und Seefahrt in Fühlung mit den vielen Siedlungen der Auswanderer blieben, hat nur eine sehr schwache Vorstellung von der Wichtigkeit und dem Werte derselben. Es ist das besondere Verdienst unseres Kaisers, auf den Wert hingewiesen zu haben, den auch die Auslandsdeutschen für das Reich haben und behalten, wenn der Zusammenhang mit ihnen von der Regierung in verständiger Weise gepflegt wird. Das von Wilhelm II. mit klarem und praktischem Blick als notwendig hingestellte Programm der Sammlung der wertvollen deutschen Elemente des Auslandes würdigt erst ein Kenner der einschlägigen Verhältnisse. Den Wert einer stetigen Verbindung mit seinen Auswanderern hat, abgesehen von England, in neuerer Zeit besonders Italien erkannt und durch eine sehr energische Anwendung von Schutz und Pflege seiner ausgewanderten Söhne besonders in Argentinien ein sehr praktisches Resultat erzielt. So berechtigt ein Misstrauen gegen gewisse Zweige der inneren Verwaltung Italiens sein mag, das Verdienst kann niemand der italienischen Regierung absprechen, durch eine zielbewusste Politik den Zusammenhang mit den ausgewanderten Landeskindern oft unter den schwierigsten Verhältnissen so gewahrt zu haben, dass die italienischen Siedlungen einen Faktor bilden, mit welchem jede Regierung, in deren Land Italiener wohnen, zu rechnen hat. Die argentinischen Behörden haben vor Jahresfrist sich im Hinblick auf die Grösse des italienischen Elementes bequemt, den Unterricht in der Sprache Italiens an den staatlichen Schulen der La Plata-Republik obligatorisch zu machen. Wer die masslose Eitelkeit und die eifersüchtige Wachsamkeit der Jakobinerregierungen Südamerikas kennt, wird eine solche Konzession an das Nationalbewusstsein der Italiener recht zu würdigen wissen. Auch direkt

Digitized by Google

materiellen Vorteil zieht das Mutterland aus der Arbeit der Auswanderer. Der Italiener kehrt gern nach Italia, il bello paese, zurück, um mit dem Erwerb seiner Auslandsjahre das Ideal seiner armseligen Jugendjahre zu erfüllen: einen, wenn auch bescheidenen Besitz in der Heimat zu erstehen. Durch den Zufluss solcher bemittelten Bürger wird aber die Steuer- und Kaufkraft des Landes wesentlich gestärkt.

Der Deutsche besitzt nun zwar die Kardinaltugend des Auswanderers, aber auch den Erzfehler desselben. Es giebt auf der Welt keinen zweiten Stamm, der sich so schnell allen Lebensbedingungen einer neuen Heimat anzupassen versteht, wie der Deutsche es vermag. Wenn er daher sehr oft aus einem mittellosen zu einem schnell produzierenden und erwerbenden, dabei kulturell stets wertvollen Bestandteil einer fremden Nation wird, wie die Geschichte Nordamerikas, Südafrikas und Australiens beweist, so artet diese Fähigkeit unserer Landsleute leider sehr oft in den Fehler aus, sich völlig und ausschliesslich als Bürger der neuen Heimat zu fühlen, Sprache und Sitte Deutschlands aufzugeben und selbst bis zur Veränderung des guten deutschen Namens zu schreiten. Gerade aus der Geschichte Nordamerikas kann man diese wenig erfreuliche Wahrheit mit Tausenden von Beispielen belegen. Für unser Reich geht der Wert dieser Auswanderung völlig verloren, und es ist im Interesse unseres Nationalbewusstseins nur freudig zu begrüssen, dass die Yankees die Einwanderung überhaupt, also auch die deutsche, erschweren. In ihren Leistungen aber sind die eingewanderten Deutschen Nordamerikas auf vielen Gebieten die erbittertsten Konkurrenten ihrer Heimat geworden, und das prophetische Wort ist zur Thatsache geworden: „Wir Deutsche meinen Wunder, was für einen Vorteil wir davon haben, wenn deutsche Sitte, Sprache und Bildung in die Vereinigten Staaten Nordamerikas versetzt sei. Wir träumen von dem vortrefflichen Alliierten, den wir uns jenseits der Weltmeeres nach und nach bilden, während wir doch im Grunde nichts thun, als einen gefährlichen Nebenbuhler erziehen. — So wird denn die Zeit kommen, da der Enkel des deutschen Bauern unser Deutschland mit den Produkten nordamerikanischer Industrie überschwemmt und durch diese Konkurrenz nicht nur unsere Industrie, sondern auch die deutsche Landwirtschaft an der Wurzel angreift.“ (Augsb. Allgem. Ztg. vom 21. Februar 1844.)

Eine weitere Auswanderung nach Nordamerika ist daher gleichbedeutend mit der Stärkung eines erbitterten Gegners, und das Streben jedes einsichtigen Politikers muss dahin gerichtet sein, den nun einmal vorhandenen deutschen Überschuss in solche Gebiete zu leiten, in dem er in einer engen Verbindung mit dem

Digitized by Google

Mutterlande bleiben kann und nicht dem Aufgehen in eine fremde Bevölkerung in dem Masse ausgesetzt ist, wie in Nordamerika und Australien. Das Nächstliegende wäre, unsere Reichskolonieen mit deutschen Auswanderern zu besiedeln, aber diesem Plane stellen sich ganz erhebliche Schwierigkeiten in den Weg. Unser überseeischer Besitz bietet zwar mit seinen 2600000 qkm Flächeninhalt auf unabsehbare Zeit den Ansiedlern Raum genug, aber er liegt mit Ausnahme Südwestafrikas in der heissen Zone, deren tropisches Klima dem Europäer einen dauernden Aufenthalt unmöglich macht. Kiautschou hat zwar ein Klima, das dem Europäer zusagt, aber hier ist eine Ansiedlung wenig bemittelter Leute schon darum ausgeschlossen, weil der Boden Chinas keine fleissigen Hände braucht, sondern seine eigenen Söhne wegen der Übervölkerung zur Auswanderung zwingt. Zudem ist der Grund und Boden in festen Händen, mit der Anspruchslosigkeit des chinesischen Arbeiters und der Verschlagenheit des Kleinhändlers aber kann kein deutscher Kolonist ernstlich konkurrieren. In erster Linie kämen also immer unsere afrikanischen Besitzungen in Betracht, denn an Kaiser Wilhelmsland und die Südseeinseln ist wegen der Feindseligkeit der Eingeborenen und bei den klimatischen Verhältnissen Neuguineas vorläufig an eine ausgedehnte Kolonisation nicht zu denken. — Der Afrikareisende G. A. Fischer hat einst den Ausspruch gethan: „Wo Afrika fruchtbar ist, da ist es ungesund, und wo es ungesund ist, da ist es fruchtbar.“ Leider ist er mit diesem Worte nicht allzufern von der Wahrheit geblieben. Gewiss ist Kamerun ein Land, welches von einer paradiesischen Fruchtbarkeit ist, aber das Gespenst der Malaria, die alljährlich in den Tropen so vielen Europäern ein frühes Grab bereitet, stellt sich dort einer deutschen Massenansiedlung in den Weg; Schwarzwasserfieber und andere Formen der gefürchteten Tropenkrankheit machen dem Europäer, welcher nur als Beamter, Aufseher oder Kaufmann dort thätig ist, den dauernden Aufenthalt unmöglich, geschweige dem Kolonisten, der im Dickicht des Urwaldes nicht die Hülfsmittel der Station oder Faktorei zur Bekämpfung des Fiebers immer zur Hand haben kann. Durch geeignete Chininbehandlung und vorsichtige Lebensweise vermag mancher Europäer, der nicht dem übermässigen Alkoholgenuss huldigt, wie er leider gerade unter den Weissen in den Tropen so oft herrscht, eine Zeit lang in jenen Breiten auszuhalten, selten aber über vier Jahre hinaus. Die Fieber verfolgen leider nicht nur in den sumpfigen Niederungen den Menschen, sondern begleiten ihn auch auf die Höhen, bis zu 1500 m über dem Spiegel des Meeres. So werden wir unseren tropischen Besitz nicht eher rationell besiedeln können, als bis wir des schlimmen Feindes, der Malaria, Herr geworden

Digitized by Google

sind. Die Anfänge zu seiner Bekämpfung sind durch die Studien Robert Kochs gemacht, aber bis zu einem entgültigen Siege dürfte noch manches Jahrzehnt vergehen.

Neuerdings geben Forschungsreisende zu, dass in unseren Besitzungen doch Gebiete von grosser Ausdehnung vorhanden sind, welche für eine deutsche Kolonisation günstige Vorbedingungen bieten. Die Urteile über das Djaggaland am Kilimandjaro, welches nach der Erschliessung durch kühne Forscher, wie Professor Hans Meyer-Leipzig, als Kolonie der Zukunft in Betracht zu kommen schien, sind heute allerdings schon skeptischer Natur geworden, doch dürften Usambara, die Hochländer des Schiefergebirges, Uhehe und Kondeland günstige Siedlungsgebiete sein. Leider liegen sie noch weitab von jedem Verkehr, und die Anlage gesicherter Strassen und Stationen, denen die Schienenwege baldigst zu folgen hätten, ist die unerlässliche Vorbedingung, wenn an eine planmässige Besiedlung dieser reichen Landstriche herangegangen werden soll. Vorläufig wird die einzige Lösung des Problems, unsere tropischen Besitzungen zu bewirtschaften, wohl darin bestehen, dass wir es lernen, die Eingeborenen zu willigen und geschickten Arbeitern zu erziehen, um mit ihrer Kraft, die nicht wie diejenige der Europäer klimatischen Nachteilen in so hohem Masse ausgesetzt ist, dem Boden die Ernten zu entlocken, die er sicherlich in reichlichem Masse geben wird. Eine Einwanderung unter den obwaltenden Verhältnissen schon heute zu empfehlen, wäre dagegen geradezu gewissenlos. Dagegen vermag der Deutsche in Südwestafrika ohne Schaden für seine Gesundheit zu leben. Leider ist Südwestafrika bei aller Grösse seiner Ausdehnung gar nicht fähig, eine starke Einwanderung und einen grösseren Nachwuchs derselben aufzunehmen, solange die Viehzucht in diesem weiten Steppenlande den Hauptverwerbszweig bildet. Abgesehen davon, dass zum Betrieb derselben ein nicht unerhebliches Kapital dem Einwanderer zur Verfügung stehen muss, ist bei dem Auftreten der Rinderpest der eventuelle Besitz eines Viehzüchters sehr in Frage gestellt, wenn auch die Regierung in anerkennenswerter Weise zur Bekämpfung der Seuche erfolgreiche Schritte gethan hat. Auswanderer mit einem Kapital, welches für Südwestafrika erforderlich ist, finden aber auch heute noch Gebiete, in denen sie eine weit sicherere Anlage für dasselbe erwarten können. Erst wenn es gelingen sollte, durch Erbauen von Thalsperren und Bohrung artesischer Brunnen das wasserarme Land in ausgedehntem Masse zu berieseln, kann an eine Ansiedlung in stärkerem Masse zum Zweck des Ackerbaues gedacht werden.

Bei den in unseren Kolonieen herrschenden natürlichen Verhältnissen ist also vorläufig noch nicht daran zu denken, die

Digitized by Google

deutsche Auswanderung dorthin zu lenken, und die brennende Frage tritt wieder an uns heran: Wohin senden wir unsere Emigranten? Nordamerika kommt für uns aus den oben angeführten Gründen nicht in Betracht. Es ist aber eine anerkannte Thatsache, dass der Auswanderer unter Landsleuten viel leichter fortkommt als unter Fremden, und sich viel sicherer in seiner neuen Umgebung fühlt, wenn er jenseits des Ozeans die heimische Sprache und Sitte wiederfindet. Diese beiden günstigen Vorbedingungen findet er aber in keinem überseeischen Lande in so hohem Masse wie in Südbrasilien, speziell in dem Staate Rio Grande do Sul. Wir tragen kein Bedenken, dieses Land, das so lange von unseren massgebenden Kreisen unbeachtet gelassen wurde, als das Gebiet hinzustellen, welches das Zukunftsland unserer Auswanderer werden muss.

Wir werden zur Begründung dieser Behauptung nicht umhin können, den Leser mit den Verhältnissen von Land und Leuten vertraut zu machen, soweit sie für den Ansiedler in Betracht kommen.

Brasilien war zu den Zeiten des Reskripts von der Heydt vom Jahre 1859 für den deutschen Auswanderer ein verbotenes Paradies, soweit die heimische Regierung mitzureden hatte. Obschon die deutsche Kolonisation seit ihrem Beginne unter Dom Pedro I. grosse Fortschritte gemacht hatte und Tausende fleissiger Bauern in den Südstaaten des damaligen Kaiserreichs ihren Mais bauten, genügten doch einige traurigen Vorkommnisse im Staate S. Paulo, in dessen Kaffeeplantagen einige Deutsche Arbeit genommen und bei der Unkenntnis der Zustände durch die Parceria, das elende Halbpachtsystem, in ein unwürdiges Abhängigkeitsverhältnis geraten waren, um das Reskript von der Heydt in Aktion treten zu lassen und damit Tausende von Südbrasilien fernzuhalten und sie Nordamerika zur Anglisierung zuzuweisen.

S. Leopoldo, Tres Forquilhas und Torres sind die ältesten Bemühungen der Regierung Dom Pedro I., deutsche Kolonisten als Pioniere des Urwalds in die damalige Provinz Rio grande zu schicken. Die Regierung des Kaiserreiches wurde dabei von verschiedenen Beweggründen geleitet. Einmal war es die Spärlichkeit der Bevölkerung in den weiten Strecken des Riesenlandes, von dem nur die Küste schwach von Weissen bewohnt war, während im Innern noch die Eingeborenen, die Indianerstämme vom Amazonas bis zum Jacuhy, die Herren waren. Durch die Einfuhr von Negersklaven, ihre rasche Vermehrung auf dem Boden Brasiliens, das in klimatischer Beziehung ihrer afrikanischen Heimat entsprach, ihre Vermischung mit Weissen und Indianern, herrschte das farbige Element im Lande numerisch derartig vor, dass es für die Zu-

Digitized by Google

kunft ohne Frage zu einer Gefahr für das Gedeihen des Landes werden musste. Der Gegensatz zwischen Europäern oder ihren Nachkommen und den Farbigen wurde zu einem solchen zwischen Besitzenden und Proletariern. Dem Lande fehlte der wertvolle Mittelstand, der hauptsächlich auf dem Kleinbauerntum beruht, und der die festeste Grundlage einer Monarchie bildet. Zwar die Pflanzeraristokratie war eine feste Stütze des Thrones, aber eben nur so lange, als sie ohne eigene Arbeit aus der Sklavenwirtschaft reichen Gewinn zog. Mit der Sklavenemanzipation aber musste die Pflanzerkaste wirtschaftlich verarmen und natürlich dem Regierungssystem feind werden, welches eine Befreiung der Sklaven förderte. In richtiger Erkenntnis dieser Sachlage erhob die republikanische Propaganda die Emanzipation der Sklaven zu ihrem politischen Axiom, und Dom Pedro II. war klug genug, der feindlichen Partei diese gefährliche Waffe bei Zeiten aus der Hand winden zu wollen, als er nach Abdankung seines Vaters und den Jahren der Vormundschaftsregierung selbst in die Politik des Landes eingriff. Die lex aurea vom Jahre 1871 bestimmte, dass fortan alle von Sklaven stammenden Kinder frei sein sollten, um so die brennende Frage der Emanzipation zu einem allmählichen schmerzlosen Übergang zu machen und gleichzeitig aus mechanisch arbeitenden Sklaven selbständige Arbeiter zu erziehen, die einst den Ausfall an Kräften in menschenwürdiger Weise decken sollten. Der Erziehung dieser freien Farbigen widmete Dom Pedro II. seine ganze Kraft. Leider war seine Tochter Dona Izabel während ihrer Regentschaft unklug genug, den weisen Bemühungen ihres Vaters einen voreiligen Abschluss zu geben, als sie am 13. Mai 1888 mit einem Federstriche die Befreiung der Sklaven dekretierte. Damit waren viele Pflanzer ruiniert, gleichzeitig zwar Tausende von Farbigen der Freiheit überliefert, welche sie aber durch mangelnde Vorbereitung und oft angeborene Arbeitsscheu nicht zu benutzen wussten, sodass sie den Grundstock zu dem farbigen Proletariat bildeten, das heute, besonders in den Nordstaaten Brasiliens, in erschreckender Weise überhandnimmt.

Durch diesen Akt brachte Dona Izabel natürlich die bisher konservativen Pflanzer gegen sich auf. Mit fliegenden Fahnen gingen sie in das Lager der Republikaner über, und der Sturz der Monarchie am 15. November 1889 war die Antwort auf das Gesetz vom 13. Mai 1888.

Diese Gefahr zu beschwören und die lusobrasilianische Bevölkerung des Landes, also die Nachkommen der portugiesischen Einwanderer, welche teilweise recht degeneriert ist, durch Zufuhr europäischer Elemente den Farbigen gegenübar zu stärken und dabei zugleich bisher unwirtliche Strecken der Kultur zu er-

Digitized by Google

schliessen, war sicherlich ein Beweggrund, der schon Dom Pedro I. veranlasste, deutsche Einwanderer ins Land zu rufen. Der Beauftragte der brasilianischen Regierung war der Major Schäffer, der um 1820 begann, in Deutschland Kolonisten für Brasilien anzuwerben. Diesem Auftrage wurde Schäffer allerdings mit weitestem Gewissen gerecht. Manche schlimmen Elemente brachte er hinüber: Genossen des „Johann durch den Wald“ (Schinderhannes) waren dem gewissenlosen Agenten erwünschte Ansiedler; manches deutsche Zuchthaus entledigte sich seiner Insassen, um sie nach Brasilien zu senden, und mecklenburgische Kettengefangene, die in grösserer Zahl kamen, trugen auch nicht dazu bei, den Anfängen der Kolonisation eine glänzende Zukunft zu versprechen. Neben diesen bedenklichen Elementen kamen aber auch und zwar in der Mehrzahl ehrliche Leute und tüchtige Familien ins Land, und im Umgang mit diesen verloren manche Menschen von bedenklicher Vergangenheit ihre schlimmen Seiten und wurden im Urwalde zu fleissigen Bauern. Unverbesserliche Elemente verliessen bald die Urwaldsiedelungen, gingen in die Campanha und fanden meistens den Tod unter dem Messer der Gauchos. Von den neuangelegten Kolonieen gedieh besonders S. Leopoldo, 1824 am Rio dos Sinos auf der ehemaligen Krondomäne Feitoria Velha angelegt. Leider wurde die Entwickelung derselben durch die zehnjährigen Stürme der Farrapenrevolution von 1835 gestört, in denen die Republikaner der Provinz unter Bento Gonçalves, Netto, Teixeira und Canabarro vergeblich sich vom Kaiserreich loszureissen suchten.

Als im Jahre 1848 die Provinzialvertretung den Beschluss fasste, auf eigne Rechnung Siedlungen anzulegen, inaugurierte sie damit die zweite Periode der Kolonisation Rio Grandes. Die erste der Neugründungen war Santa Cruz im Gebiete des Rio Pardinho, heute das blühendste Municip des Staates. Es folgte die Gründung von S. Angelo, nördlich von Caxoeira, Neu-Petropolis im Gebiete von S. Leopoldo, und Mont'Alverne, Santa Cruz benachbart. Gleichzeitig eröffnete die Privatkolonisation ihre Thätigkeit: Mundo Novo, am oberen Rio dos Sinos, Teutonia, zwischen den Flüssen Taquary und Cahy, Conventos, Mariante, Estrella, Maratá, Santa Maria da Soledade, Ferraz und Candelaria verdanken ihre Entstehung privater Unternehmungslust.

Die dritte und letzte Periode bezeichnet die Wiederaufnahme der Kolonisation durch den Staat. In dieser Zeit entstanden allerdings zumeist italienische Kolonieen, Caxias, Conde d'Eu, Dona Izabel, Silveira Martins, heute blühende Siedelungen. Die jüngsten, auch von Deutschen bezogenen Kolonieen sind Ijuhy, Guarany und Jaguary.

Digitized by Google

Man kann aber keinen Abriss der Kolonisationsgeschichte geben, ohne eines vielgenannten Elementes zu gedenken, der „Brummer", der entlassenen Soldaten der zweiten Fremdenlegion, welche Brasilien zum Kampfe gegen den Diktator Rosas von Argentinien im Jahre 1852 hatte anwerben lassen, bestehend aus einem Regiment reitender Artillerie und einem Bataillon Infanterie. Unter diesen 1500 Mann befanden sich viele schleswig-holsteinischen Soldaten, politische Flüchtlinge von 1848, auch viele Soldaten, welche 1846 in Polen mitgefochten hatten. Diese nannten die grossen polnischen Kupfermünzen „Brummer" und wandten diese Bezeichnung auch auf die grossen Doppelvintemstücke Brasiliens an, bis dieser schöne Name auf seine Entdecker überging. Nach der Auflösung der Fremdenlegion blieben diese Brummer grösstenteils in Rio grande do Sul als Bauern und Handwerker, Lehrer, Feldmesser und Kaufleute. Viele waren zwar in den Jahren des abenteuerlichen Lebens hauptsächlich durch den Trunk ruiniert und gingen zu Grunde, während andere wieder sich zu angesehenen Stellungen emporarbeiteten, wie Carl von Koseritz, dem das Deutschtum alles zu verdanken hat. Kein Epigone hat wieder eine so unbedingt führende Stellung unter den Deutschen einzunehmen vermocht wie Koseritz.

Über den Erfolg der Ansiedlung Deutscher giebt es nur ein Urteil, die vollkommenste Anerkennung. Nächst den Deutschen waren es bisher die Italiener, aber nur Norditaliener, die durch Fleiss und Bedürfnislosigkeit vorwärtskamen. Die Versuche von 1850, in der Nähe von Pelotas Monte bonito und Pedro II. mit Iren zu besetzen, sind völlig ins Wasser gefallen. Nordamerikaner, die 1857 ins Land gerufen wurden, erwiesen sich als anmassende und arbeitsscheue Gesellen, auch die Polen geniessen keines sonderlichen Rufes.

Das Areal, welches früher im Durchschnitt jeder Familie zugewiesen wurde, betrug 100000 Quadratbraças — eine braça = 2,2 m — also ungefähr zweihundert preussische Morgen. Heute werden die Kolonielose schon bedeutend kleiner ausgemessen. Ausserdem unterstützte die Regierung ihre Ansiedler mit Subsidien, Werkzeugen und Sämereien. Die Anlage aller alten Kolonieen wurde in primitivster Weise vollzogen. Mit dem Taschenkompass in der Hand gab der leitende Ingenieur, der „Koloniedirektor", die Richtung der Hauptstrasse an, welche nur den ärgsten Hindernissen auswich und in der Folgezeit nur zu oft von den Kolonisten selbst günstiger angelegt werden musste. In einer Breite von ungefähr sieben Metern wurde dieser Weg durch den Urwald geschlagen. Picada nennt der Brasilianer diese Verkehrsadern, daher heute in allen Kolonieen das Wort „Pikade" gebräuchlich ist, während

Digitized by Google

die angesiedelten Rheinländer das Wort „Schneise“ oder „Schneiz“ bevorzugen. Die Bezeichnungen derselben wechseln in bunter Reihe und sind oft drolliger Art. Neu-Frankreich, Neu-Hamburg, Neu-Palmyra, Neu-Böhmen giebt es, daneben aber auch Prozesspikade, Jammerthal, Hungriger Wolf, Wurstwinkel und Wallachei. Zu beiden Seiten der Pikade wurden die Kolonielose vermessen und besiedelt. Die Lage der künftigen Stadt wurde bestimmt, und jeder, der sich verpflichtete, in bestimmtem Zeitraum ein Haus dort zu bauen und zu bewohnen, erhielt eine Baustelle unentgeltlich.

Heute sind die meisten Kolonieen nicht mehr allzuweit von einer Eisenbahn- oder Flussdampferlinie entfernt. Die Signale der Lokomotive schrillen täglich in den Urwalt. Krächzend fährt da vom kahlen Aste der Geier, kreischend schwebt der Flug der Papageien zu den Wipfeln, und die muntere Schar der Affen flüchtet schreckerfüllt in das Dickicht.

Moosbewachsene schlanke Säulen sind es, die in dem Dome des Urwaldes aufragen, üppige Farne wuchern im Schatten der Laurineen und Myrtaceen, und das bunte Volk der Orchideen leuchtet von den Ästen, die durch Lianen, Cipós genannt, in kühnem Schwunge verbunden sind. Fein, wie luftige Spinngewebe, ziehen sie sich von Stamm zu Stamm, und die schwanken Wipfel der schlanken Palmen ragen tiefgrün aus dem Wirrsal. Der Wald tritt allmählich zurück, Buschwerk steht noch am Geleise, dann breitet sich der Campo vor uns aus, dessen Grasfläche sanftgewellt sich endlos in die Weite dehnt. Hier und dort ist ein Gebüsch, weidendes Vieh zu Tausenden, einsam liegt die estancia oder fazenda eines Viehzüchters. Dort wird rodeio gehalten, das Vieh zusammengetrieben, das Schlachtvieh ausgesondert, Jungvieh mit dem glühenden Eisen gezeichnet, Salz gegeben und nach Zecken und Maden an den Tieren geschaut. Das ist die Arbeit des Gaucho. Der Gaucho ist der Herr des Campo, halb ritterlich, halb wild, ein geborener Reiter. Den chapéo republicano auf dem Kopfe, die wallende palla um die Schultern, den schweren poncho aufgerollt auf der garupa des Sattels, die grossen schweren chilenas, Sporen, an den Hacken der weiten Stiefel, den gerollten Lasso zur Rechten am Sattelknopf, den Säbel oder das Waldmesser zur Linken, Messer und Pistole im Gürtel — das ist der Gaucho, ein wetterharter und unbändiger Geselle.

Das Panorama des Campo ist überall dasselbe. Im Frühjahr bedecken unzählige Verbenen, Alecrim und Marienkraut den saftigen Rasen. Am Rande desselben steht hie und da ein Negerrancho, eine kleine Pflanzung daran, weidendes Vieh in Trupps zerstreut, der tiefblaue Himmel gigantisch darübergewölbt, in

Digitized by Google

weiter, weiter Ferne die dunstumlagerten Züge eines Gebirges, alles überflutet vom silbernen Licht der Sonne, in deren Glut die Luft zu Mittag leise zitternd steht, alles gebadet in blinkendem Silber, das in unendlichen Reflexen sich bricht an stumpfem Steppengras, welches noch graufarbiger darin erscheint, und den gelben Rispen und Halmen verdorrter Gräser. Aus kleinen Lachen mit dunklen Binsen und Röhricht, an schmutzigen Wassertümpeln, deren Rand unendliche Viehspuren bedecken, flattert der Kiebitz, der quero-quero, mit gellendem Schrei und scheint als einziger Vorposten die Stille alarmieren zu wollen, während das graue Rebhuhn erschreckt aufflattert; nur der kleine Stossfalke hockt ruhig auf dem Pfosten eines Zaunes, und seine blanken Lichter spähen nach Beute.

Die ungeheuren Campos erstrecken sich über den ganzen Süden des Staates, von einigen Gebirgszügen durchsetzt. Im Nordwesten aber breiten sich die Hochländer in unabsehbare Fernen, um im Gebiete des Uruguay in den Bezirk der alten Jesuitenreduktionen überzugehen, die jetzt durch die Anlage der Rio Grande-Nordwestbahn wieder dem Verkehr erschlossen und mit deutschen Kolonisten besetzt werden sollen. Manche Spuren, mächtige Portale und Rundbögen, gestürzte Riesensäulen mit reichbehauenen Kapitälen, hochstrebende dicke Mauern mit Geheimgängen, Treppen und Nischen, erinnern noch an die Glanzzeit des Ordens Jesu in diesen Breiten, besonders die Kirche des heiligen Michael, deren Ruinen heute noch an jene Vergangenheit mahnen, als die Patres hier ein strammes Regiment führten, die grossen fruchtbaren Ebenen von fleissigen und gehorsamen Indianern in blühende Gefilde verwandelt wurden, morgens und abends die mächtigen Glocken von S. Miguel die Menge der braunen Christen zu Messe und Gebet riefen, das der Priester in den Lauten Roms sprach, als die Weihrauchkessel dampften und die Schellen der Ministranten die Wandlung des Allerheiligsten begleiteten und die „sprechenden" Heiligenbilder an den Wänden die gläubige Menge mit dem Willen Gottes und seiner Priester bekannt machten.

Über den Campo laufen die Wege in das Waldgebiet der deutschen Kolonieen. Leichte grüne Planwagen und schwere Frachtwagen vermitteln den Verkehr zwischen den Städtchen der Kolonieen und den Stationen der Eisenbahnen und Dampferlinien. Die Wagen, welche täglich den Post- und Passagierdienst versehen, haben keine Federn und stossen bedenklich, wenn die Räder über Steine und Wegfurchen hinrasseln. Ist die Witterung trocken, so ist der Boden des Campo und damit auch der Weg fest. Wehe aber, wenn des Regens rauschende Fluten ihn aufgeweicht haben! Da quält sich das Gespann mühsam durch zähen Lehm und schlüpf-

Digitized by Google

rigen Thon; tiefe Schlammlöcher, die man nur notdürftig mit Knütteln, Reisig und Erde maskiert hat, offenbaren ihre ganze Tücke; die Pferde sinken oft bis an den Sattelgurt in den Schlamm, der Wagen folgt bis an die Achsen und Naben der Räder, vergeblich ist oft Zuruf und Peitschenhieb, fluchend und wetternd verlässt der Rosselenker den Wagen, wie der Kapitän ein sinkendes Schiff, schirrt die Tiere ab und kommt in miserabelster Laune zum nächsten Flecken, um Hülfe zu requirieren. Brasilien hat nur einen einzigen grossen Wegebaumeister, die liebe Sonne. Neuerdings hat man durch Italiener einige dauerhafte Landstrassen ausführen lassen, aber von diesen wenigen Kilometern gilt auch das Wort: Was ist das unter so viele?

Auf den Campos des Nordens trifft der Reisende eine Fauna und Flora von besonderem Charakter an. Hier eilen noch Scharen von schnellfüssigen Straussen über die Ebene, hier fliegen die Züge des grossen schwarzen Raben, der in der Zone der alten Kolonieen unbekannt ist. Die Wälder enthalten alle wertvolle Nutzhölzer, hier wächst die Fächerpalme, die in den Wäldern der Serra do Mar unbekannt ist, die Buritipalme, hier liefern die Wälder der Butiapalme den Eingeborenen schmackhafte Nüsse. Auch der Pinien- und der Theebaum, cogonha oder Erva mate genannt, finden sich in weiten Waldungen. Diese grossen Campostrecken des Nordens harren noch der Kolonisation, die unzweifelhaft einen dankbaren Boden hier vorfinden würde. Nach den Aussagen von glaubwürdigen Reisenden gedeihen hier Tabak und Kaffee vortrefflich, während in der Zone der heutigen deutschen Siedlungen im Staate Rio Grande der Kaffeebaum nicht mehr fortkommt. Das Zuckerrohr wird hier ausserordentlich hoch und steht an Zuckergehalt dem Wachstum Nordbrasiliens, Pernambucos und Bahias, nicht im geringsten nach. Leider giebt es in diesen menschenarmen Strichen erst wenige Zuckersiedereien, der Saft des Rohres wird hauptsächlich zu rapadura, hartem braunen Rohzucker, mellado, Syrup, und cachaça, Branntwein, verarbeitet, wie überall im Staate.

Hier im Norden wohnen auch die geringen Reste der Ureinwohner des Staates, der Indianer, etwa 900 bis 1000 Köpfe. Nach den Angaben der Regierung vom Jahre 1887 waren sie folgendermassen verteilt: 1. Am Flusse Tigre bei Nonohay 226 Personen in 56 Familien unter dem Cacique (Häuptling) Perocan mit dem amtlichen Titel und Namen: Major Adriano José Tatim. 2. In Pinheiro Ralo, sechs Meilen von Nonohay, 217 Seelen in 47 Familien unter dem Cacique Major Antonio Portella. 3. In Estiva bei S. Sebastiao do Guaryta, Munizip Palmeira, 126 Seelen in 29 Familien unter dem Cacique Tenente (Leutnant) Manoel Francisco, von den Indianern Tifu genannt. 4. In Campina, Municip Pal-

Digitized by Google

meira, zwischen dem Rio Turvo und Guaryta, 159 Bewohner in 31 Familien unter Serafim José Antonio, in der Indianersprache Calum genannt. Hier wohnte der hundertjährige Botokude Maneco. 5. In Inhacora, 12 Meilen von Palmeira, 181 Seelen in 41 Familien. Kazik war der hundertzehnjährige Major José Joaquim de Oliveira.

In einzelnen Dörfern unterhielt die Kaiserliche Regierung Indianerschulen, welche leider mit der Erklärung der republikanischen Verfassung eingingen. Auch ein Deutscher, Herr August Friedrich Fetter, war 1881—1888 mit vielem Erfolge als Lehrer unter den Indianern in Nonohay thätig.

Dem Reisenden, welcher über den Campo einer deutschen Kolonie entgegeneilt, begegnen hin und wieder einzelne Reiter, Ochsenkarreten werden überholt, plumpe, zweirädrige Vehikel, nach Art der langen Karren in der Normandie, mit ungefügen, entsetzlich knarrenden Rädern, mit Stroh gedeckt, davor sechs bis acht Joch Ochsen, paarweise durch das schwere Nackenholz an die lange Deichsel gehalten, daneben der Treiber hoch zu Ross, ein langes Rohr mit scharfer Spitze wie eine Lanze in der Rechten, um das schwerfällige Hornvieh aufzumuntern. Die Leistungen dieser Ochsengespanne sind nicht bedeutend; schon ziemlich früh, etwa um zehn Uhr, wenn es beginnt warm zu werden, werden die Zugtiere ausgespannt, um erst am Nachmittage die Fahrt fortzusetzen. Während des Mittags weiden und ruhen die Ochsen, die Carreteiros machen es sich bequem und hocken um ein kleines Holzfeuer, über dem die Bohnen im Topfe brodeln und die Xarque kocht, und trinken einstweilen den mate chimarrao. Der Mate spielt eine grosse Rolle im Leben des Südamerikaners, auch der deutsche Kolonist hat sich an den täglichen Genuss desselben gewöhnt.

Die Ernte der tanninhaltigen Blätter der Herva, des ilex paraguayensis, beginnt mit dem Beginn des Winters und dauert gewöhnlich vom Mai bis September. Man trinkt den Mate aus einer kleinen Kürbisschale, der cuia; in diese wird Ervathee geschüttet, kochendes Wasser daraufgebrüht, und langsam saugt man den Aufguss durch ein gewöhnlich aus Silber oder Neusilber gefertigtes Rohr mit einem Siebe am unteren Ende. Die Theeschale wandert in Gesellschaft von Mund zu Mund, immer wieder aus dem Wasserkessel neugefüllt, eine vertrauliche Landessitte, an welche der Europäer sich anfangs nur schwer gewöhnt. Der Brasilianer, besonders der Bewohner der Campanha, welcher täglich grosse Portionen Fleisch isst, hält den Genuss des Mate für unerlässlich zur Verdauung der Fleischspeisen. Es ist daher nichts

Digitized by Google

Ungewöhnliches, auf den Flussdampfern, in den Eisenbahnwagen und Hotels kleine Runden zu finden, in denen die Cuia kreist.

Auf dem Campo stehen ausser den Häusern der Viehzüchter hier und dort an den Fuhrwegen kleine ranchos, niedrige Lehmhütten, mit Gras gedeckt, hinter einem dichten Zaun von Cacteen und Ananas, besonders an dem Saume der vereinzelten Wälder. Hinter diesen Ranchos breitet sich meistens eine kleine Pflanzung von Mais und Zuckerrohr aus, der Busch liefert die grünen Wedel der Kokospalme, und die Insassen der Hütten, sehr oft Indianermischlinge, Caboclos, mit gelber Hautfarbe, niedriger Stirn, blauschwarzem Haar und hervorstehenden Backenknochen, verkaufen die grünen Triebe der Palmen und des Zuckerrohrs an die vorbeikommenden Fuhrleute, welche dieses Grünfutter den Zugtieren zu dem mitgeführten trocknen Mais in den Ruhepausen anbieten. Sehr oft allerdings haust in den kleinen Ranchos ein elendes Gesindel, dem man bei Nacht nicht gern begegnet, abgesehen von gelbem Weibervolk, den chinas, das auf einer sehr niedrigen Stufe der Moral steht.

Die Einsamkeit des Campo weiss von manchen Greueln zu erzählen, nicht nur den blutigen Dramen des Farrapenkrieges und den stürmischen Zeiten der letzten Revolution. Auch mancher private Hass hat sich in rauchendem Blute gelöscht; oft erinnert ein schwarzes Kreuz am Wege an eine grausige Blutthat und fordert zu einem stillen Vaterunser für eine arme Seele auf.

An den Strassen, welche in die deutsche Siedlung führen, trifft der Reisende gewöhnlich auch vereinzelte deutsche Herbergen Da hält der Passagierwagen, und Mensch und Tier geniesst mit Behagen die Frühstückspause. An dem gedeckten Tische sitzen allerlei Gäste, der padre im schwarzen Habit, der auf weiter Tour seine Gemeindemitglieder aufsucht, der brasilianische Beamte und Offizier, der Hausierer, dessen bepacktes Eselein draussen Futtermelonen frisst, während er selbst, der geizige mascato, meist syrischer oder arabischer Abkunft, mit einem Stück Brot und einer Handvoll Oliven zufrieden ist; der deutsche Kolonist, der mit Weib und Kind einmal nach Porto Alegre reist, meistens zu einem Arzt, der Musterreiter, welcher sich zu neuen Thaten in der Kolonie stärkt, und an der Thür steht ein alter Farbiger oder ein fauler Landstreicher, zieht den groben Basthut und bettelt um ein paar Vintens für einen Schnaps, bis ihn der Wirt endlich verscheucht. So ein deutscher Wirt auf dem Campo muss ein energischer Mann sein, der keine Furcht kennt. Die Bedienung der Reisenden macht zwar einige Arbeit, aber keine besonderen Schwierigkeiten. Da stellt die Hausfrau die dampfende Suppe auf, dazu Beef, Braten,

Digitized by Google

Bohnen, Reis, alles nach brasilianischer Sitte zugleich auf den Tisch gebracht, der Gast wählt nach Lust und Hunger, ein guter Kaffee folgt, und wenn dazu der Wirt das Nationalbier oder den portugiesischen Rotwein geschenkt hat, so ist die eigentliche Bewirtung der Reisenden damit erledigt und ein hübsches Stück Geld verdient. Aber zu allen Tageszeiten sprechen auch andere Kunden vor, oft verwegene Gesellen, welche ohne Geld trinken und rauchen wollen, und bei Kreditverweigerungen dem Wirte drohen, ihm solche Beleidigungen einzutränken. Besonders in unruhigen Zeiten muss der Wirt auf seiner Hut sein. Da kommen oft solche Strolche in Gesellschaft und glauben, dass Gewalt vor Recht gehe. Zunächst versucht es der Wirt dann, mit Höflichkeit und auf gute Art solche Gäste loszuwerden, auf ein Glas Schnaps und ein Päckchen Cigarros kommt es schliesslich nicht an; wird aber ein Buschklepper frech, so weiss der Wirt ein sehr kräftiges Wort zu reden und langt im Notfalle die geladene Pistole unter dem Ladentische vor. Vor solcher deutlichen Sprache ergreift gewöhnlich auch das frechste Pack das Hasenpanier. Vor einem mutigen Manne „kneift" der Brasilianer meistens, aber er nimmt sehr gern die Gelegenheit zu tückischer Rache wahr, und lasse solche Stunde auch oft Jahre lang auf sich warten.

Der Estancieiro, der Viehzüchter auf dem Campo, ist aber meistens ein ritterlicher Charakter, dazu von unbegrenzter Gastfreundschaft. Erkennt er an der Hautfarbe des Reisenden und der Aufzäumung des Pferdes, dass ein cavalheiro sein Gast wird, so nimmt er ihn auf, als sei der Fremde jahrelang auf der estancia zu Hause. Bezeichnend für die Noblesse des wohlhabenden Brasilianers ist es, dass der Gast sich hüten muss, einen Gegenstand aus dem Besitze seines Wirtes zu deutlich zu bewundern. Sofort erblickt der Hausherr nämlich in einer Bewunderung den versteckten Wunsch des Gastes, selbst das gelobte Objekt zu besitzen und erklärt: „Está ás suas ordens, es steht zu Ihrer Verfügung." Diese Redensart ist bei den Brasilianern der Städte zu einer blossen Höflichkeitsphrase geworden, dem echten Bewohner der Campanha aber ist es mit seinem Anerbieten völliger Ernst.

Die Aufnahme auf solchen brasilianischen Estancias ist zwar eine sehr einfache, aber ungemein herzliche. Eine schwarze Magd weist dem Gaste das Schlafzimmer an, bringt Wasser zum Waschen und zum Fussbad, man restauriert sich, so gut es geht, und findet den Tisch einfach und gut besetzt. Frisches Fleisch ist ja immer zur Hand. Eigenartig ist die Art des Schlachtens. Der Gaucho schlägt das Tier nicht vorher, sondern zerschneidet dem wilden Vieh zunächst die Sehnen der Hinterbeine, dann kommt er von der Seite und sticht hinter dem Vorderblatt das Tier ins Herz.

Digitized by Google

Das Schlachttier steht, bis es ganz ausgeblutet hat, wird dann mit dem Lasso zu Boden gerissen, der Kopf wird vom Rumpfe getrennt und den Hunden hingeworfen, und sehr schnell ist das Tier abgehäutet und zerlegt. In kurzer Zeit steckt das Fleisch am Spiess und wird über glimmenden Kohlen, mit Salzwasser angefeuchtet, langsam gebraten. Nach langem Ritt ist ein solcher Spiessbraten, churasco, ein köstliches Gericht.

Dass es bei dem Schlachten des Viehes nicht mit der peinlichen Sauberkeit eines deutschen Schlachthauses zugeht, ist selbstverständlich. Besonders schnell und daher wenig peinlich arbeiten die Schlächter in den Xarqueadas. Aus den eingezäunten Weiden vor dem Schlachthaus, das fast immer an einem Bache oder Flusse gelegen ist, wird das Vieh in einen engen Corral getrieben. Ein Ochse wird in den engen Gang gedrängt, der zum Schlachtraum führt, und tritt auf einen festen Bohlenwagen, der auf niedrigen Rädern in Schienen läuft. Hinter dem Tier schliesst sich ein Gatter, und im selben Augenblick giebt ein Arbeiter dem Schlachtopfer den Genickfang. Das Tier stürzt zusammen, rollt ins Innere der Schlächterei, wird sehr schnell enthäutet, die Eingeweide, Blut und andere Abfälle werden in das Wasser oder vor die Aasgeier geworfen, die in Scharen die Xarqueada belagern, das Fleisch wird von den Knochen geschnitten, in flache Stücke zerlegt und mit Salz bestreut. Bei der Xarqueada stehen lange Reihen von Pfosten, mit Querstangen belegt. Auf diese wird das gesalzene Fleisch gehängt und der sengenden Sonne ausgesetzt, die es in einigen Tagen dörrt. Abends wird das Fleisch auf Haufen gelegt und mit wasserdichten Planen bedeckt, um es vor dem Nachttau zu schützen. Selbstverständlich arbeiten die Xarqueadas nur in der heissesten Jahreszeit, da in regnerischen Monaten das Fleisch faulen würde. Das Produkt der Schlächtereien, xarque genannt, gleicht dem Klippfisch an Farbe und wird in grossen Mengen nach dem Norden Brasiliens ausgeführt. Wer aber die Behandlung der Xarque einmal gesehen hat, wer die aufgestapelten Haufen in schmierigen Vendas liegen sieht, wo oft ein Neger daraufsitzt oder ein Hündlein das Bein hebt, um den Haufen Xarque vor dem Umsturz zu bewahren, der verzichtet meistens auf den Genuss des Dörrfleisches. Der deutsche Kolonist bereitet selbst seine Xarque sehr reinlich und sauber; solches Fleisch schmeckt ungemein gut zu den schwarzen Bohnen, längere Zeit geräuchert, ähnelt es dem Hamburger Rauchfleisch. Schwarze Bohnen mit Farinha und Xarque sind das Nationalgericht des Brasilianers.

Sehr unangenehm ist es, auf offenem Campo von einem schwerem Wetter überrascht zu werden. Der Reiter ist da noch am besten daran. Er hüllt sich in den Poncho, dessen weite

Digitized by Google

Falten ihn, das Sattelzeug und auch zum grössten Teil das Pferd bedecken, zieht den breitkrempigen Hut in die Stirn und lässt den Regen auf sich rauschen, reitet seinen gewöhnlichen Reisetrab, so lange der Weg es gestattet, und ergiebt sich in sein Schicksal, bis er ein gastliches Obdach findet.

Bei guter Witterung ist ein Ritt über den Campo gar nicht unangenehm. Zur Mittagsruhe findet man ein schattiges Gebüsch, und überrascht den Reisenden die Nacht, die in jenen Breiten nach sehr kurzer Dämmerung einfällt, ehe er eine passende Herberge findet, so schlägt er sein Nachtquartier seelenruhig auf der weiten grünen Fläche auf. An einem Feuer, zu dem die harzigen Hölzer der Gebüsche immer das nötige Material liefern, wird abgekocht, und die Gesellschaft der Reisenden sitzt noch eine Stunde am Feuer, raucht und trinkt Mate. In einsamen Gegenden reist man nie allein, wenigstens einen Peão, Reitknecht, hat man bei sich. Der sattelt die Tiere ab und pflöckt sie an langen Riemen an. Die Nacht bringt der Reisende auf dem Sattelzeug zu, auf welchem es sich ganz vorzüglich ruht. Der Sattelbock passt gut in die Ausbuchtung des Nackens, der grosse weiche Reitpelz giebt ein warmes Lager ab, und der dicke Tuchponcho schützt gegen Tau, Kälte und Reif. So kommt ein Reiter in Brasilien nie in Verlegenheit um ein Nachtlager.

Die letzte Welle des Campo ist überwunden. In der Ferne heben sich die dunklen Höhenzüge der Serra vom Himmel ab. In den Thälern dieser Berge, an den Ufern der Flüsse, welche von den bewaldeten Abhängen dem Jacuhy und Guahyba in langem Laufe zueilen, breiten sich die Siedlungen der deutschen Bauern aus.

Über die Zahl der Deutschen in Brasilien ist oft gestritten worden. Die Resultate der letzten Volkszählung vom 1. Januar 1901 liegen noch nicht vor, und so ist eine genaue Feststellung der Seelenzahl des deutschen Elements nicht möglich, sondern alle Angaben stützen sich lediglich auf Mutmassungen.

Mein Freund Schlegtendal hat an der Hand einer statistischen Zusammenstellung der kirchlichen Gemeinden versucht, wenigstens für den Staat Rio Grande do Sul eine einigermassen zuverlässige Zahl zu eruieren, und kommt dabei zu folgendem Resultat: Versuche, von der Zahl der Familien auf die Seelenzahl zu schliessen, haben ergeben, dass letztere ungefähr das Sechsfache der ersteren ausmacht. Wir wissen zwar, dass in älteren Gemeinden, zumal in den Städten, eine durchschnittliche Familienstärke von sechs Köpfen zu hoch angesetzt ist, aber gerade hier leben als Geschäftsangestellte, Arbeiter und Dienstleute so viele ledige Personen, dass

Digitized by Google

sie die in Wirklichkeit geringere Kinderzahl der Familien wieder bis zu der angenommenen Höhe ausgleichen. Wenn auf der anderen Seite in jungen Kolonieen der Kinderreichtum grösser ist, so dass man 15—20 Kinder nicht selten und 10 im Durchschnitt trifft, so muss man doch bedenken, dass hier die jungen Leute früh heiraten, also neben kinderreichen Familien viele jungen Hausstände bestehen, die nicht die Durchschnittszahl von sechs Köpfen erreichen. Natürlich kann eine solche Berechnung keinen Anspruch auf Genauigkeit erheben.

Noch lückenhafter wird freilich diese Berechnung dadurch, dass leider lange nicht alle deutschen Familien sich den kirchlichen Gemeinden angeschlossen haben. Dies gilt besonders für Porto Alegre. Das Register der dortigen evangelischen Kirche weist 450 Familien auf, aber man weiss, dass ungefähr noch eben so viele ausserhalb der Kirche leben, wenn sie auch oft für kurze Zeit wieder Anschluss suchen, um Taufen, Trauungen und Beerdigungen verrichten zu lassen. Wie wenig die Zahl der Gemeindeglieder schon die Gesamtheit der evangelischen Deutschen umfasst, sieht man auch daran, dass die Durchschnittszahl der Taufen im einzelnen Jahre sich seit 1888 verdoppelt hat. Daraus geht hervor, dass es in den letzten Jahren gelungen ist, immer mehr Familien für den Anschluss an die Gemeinde zu gewinnen, aber Kenner mutmassen, dass noch immer die Hälfte nicht der Gemeinde angehöre.

Von katholischer Seite hören wir, dass höchstens 200 Familien der Gemeinde zu Porto Alegre angehören; es liegt also auf der Hand, dass hier dieselben Verhältnisse herrschen. Die beiden kirchlichen Gemeinden von Porto Alegre zählen also offiziell nur 650 Familien, nach unserer Berechnung also ungefähr 4000 deutsche Seelen.

Die Zahl der Familien auf den Kolonieen, welche den Anschluss an die Kirchengemeinde verschmähen, ist dagegen eine verschwindend kleine, sodass hier die Kirchenregister wirklich mehr oder weniger die Gesamtheit der deutschen Bewohner umfassen. Dafür fehlen uns hier die Angaben über die katholischen Gemeinden. Von kompetenter Seite wurde die Zahl der deutschen Katholiken im Staate auf 50000 angegeben, freilich ohne Garantie der Genauigkeit. Auf evangelischer Seite liegt die Hauptschwierigkeit für eine genaue Schätzung darin, dass leider nur von Pfarrbezirken der riograndenser Synode statistische Angaben vorliegen, und zwar nur von 21, während 29 dazu gehören. In diesen 21 Gemeinden lebten 1899 zusammen 5103 Familien oder ungefähr 30600 Seelen. Nehmen wir die durchschnittliche Grösse der acht

Digitized by Google

fehlenden Gemeinden so gross an wie bei denen, welche Angaben gemacht haben, so bestände die Synode aus 43000 Seelen.

Nun sind aber die deutschen Protestanten, die noch ausserhalb des Synodalverbandes leben, auf ebenso viel zu rechnen. Denn dazu gehören die drei Städte Porto Alegre, Rio Grande und Pelotas, das ganze Gebiet der Kolonie S. Lourenço mit starker deutscher Bevölkerung und alle die Gemeinden, die noch von Pseudogeistlichen bedient werden und die sich noch von S. Antonio da Patrulha im Osten bis über Sta. Maria da Bocca do Monte durch die ganze Koloniezone hinziehen; weiter die jungen Niederlassungen, die sich noch nicht als Kirchengemeinden konstituieren konnten, und endlich die Familien, die, über das ganze Land zerstreut, sich keiner kirchlichen Gemeinschaft anschliessen können. Überall aber finden sich unter den Brasilianern, Italienern und Polen auch Deutsche als Handwerker, Lehrer und Kaufleute. So wird es unzweifelhaft, dass die Zahl der deutschen Prostestanten nicht viel unter 100000 bleiben wird. Rechnen wir dazu die 50000 deutschen Katholiken, so gewinnen wir für die Gesamtheit der Deutschen in Rio Grande do Sul die Zahl von ca. 150000 Seelen.

Die starke Vermehrung der deutschen Einwanderer ist ohne Zweifel auf die günstigen klimatischen und gesundheitlichen Verhältnisse zurückzuführen. Während das Klima in den Hafenstädten dem Deutschen im allgemeinen wenig zusagt — die Stadt Rio Grande hatte im Jahre 1900 eine Fieberepidemie, die Zahl der Todesfälle unter den Kindern in den ersten Lebensjahren ist eine verhältnismässig hohe infolge der plötzlichen Temperaturwechsel an der Küste — sind die Lebensbedingungen in der Zone der höher gelegenen deutschen Kolonieen dem Deutschen unbedingt günstig. Die Hitze des Sommers wird in den Gebirgsgegenden niemals unerträglich, die Kälte ist gering, höchstens ein tüchtiger Reif stellt sich in kalten Winternächten ein. Die Ernährung der Kolonisten ist eine durchweg bessere als im Vaterland und die körperliche Arbeit auf dem Acker trägt zur Erhaltung einer kräftigen Konstitution bei. Die Notwendigkeit, alles zur Lebensnotdurft selbst zu schaffen, haben unseren Stammesbrüdern in den Kolonieen eine grosse körperliche Ausdauer, verbunden mit praktischem Sinn, Gewandtheit und — grosser Sparsamkeit mit erworbenen Gütern verliehen. Es sind daher besonders die älteren Siedlungen von verhältnismässig grossem Wohlstand.

Auch durch die Fauna des Landes wird der Kolonist nicht sonderlich in seinem Dasein gefährdet. Man begegnet oft im deutschen Vaterland den absonderlichsten Vorstellungen über die

Digitized by Google

Tierwelt von Rio grande do Sul, in denen nur von Tigern, Krokodilen und Schlangen gefaselt wird.

Wir wollen nur konstatieren, dass die gesamte Tierwelt des Landes dem Kolonisten niemals gefährlich, sondern als Jagdbeute nützlich wird. Die eigentlichen Haustiere sind im Laufe der Jahrhunderte durch die Portugiesen und Spanier eingeführt worden. Heute bevölkern viele Tausende von Pferden und Rindern, Maultieren und Eseln die grossen Pampas und Campos Südamerikas.

Auch die Flora des Landes ausführlich zu beschreiben, gebricht es uns hier an Zeit und Raum. Nur so viel wollen wir bemerken, dass auf dem unerschöpflichen Boden von Rio Grande jede Pflanze gedeiht, wenn sie die nötige Pflege findet. Besonders der Boden, auf dem die Wildnis des Urwaldes durch Axt und Feuer entfernt wurde, ist von einer fast unglaublichen Fruchtbarkeit. Zwanzig Jahre lang giebt dasselbe Stück Waldland eine Maisernte grössten Ertrages ab. Der offene Campo, auf dem noch im Anfange des neunzehnten Jahrhunderts Weizenbau betrieben wurde, ist bisher weniger von deutschen Ansiedlern aufgesucht worden, da zum Fortkommen des deutschen Bauern der Wald gehört. Erst neuerdings geht der riograndenser Grossindustrielle Rheingantz mit dem Plane um, die Fruchtbarkeit des Campo wieder auf rationelle Weise für die Weizenkultur zu erschliessen.

Die Kulturpflanzen, welche besonders auf den deutschen Siedlungen gedeihen, sind: der Mais, Milho (sprich Miljo), die schwarze Bohne, Kartoffel, Batate, Weizen, Roggen, Gerste, Hafer, Reis, Mandioca, Zuckerrohr, Erdnuss, Tabak, Lein, Erbsen, Linsen, Rizinus (mamona), alle Arten Gemüse, Melonen, Bananen, Orangen, Nüsse, Citronen, Wein und viele eingeführte Obstarten.

Der Mais ist das Haupterzeugnis der deutschen Landwirtschaft, welche sich allerdings noch immer in den Bahnen des gewöhnlichen Raubbaues bewegt. Der Mais liefert das gewöhnliche Brot der Kolonisten, wird aber auch zur Schweinemast gebraucht. Er bildet natürlich auch das Kraftfutter für Pferde, Maultiere, Rindvieh und Geflügel.

Die schwarze Bohne, eine eingeführte afrikanische Phaseolusart, wird überall in Brasilien als Nationalgericht geschätzt. Auf Äckern, welche von Natur sehr mager, oder durch Raubbau fast ausgesogen sind, gedeiht immer noch der Cassavestrauch oder die Mandioca, von der zwei Sorten vorkommen: Manhiot utilissima, die giftige, und Manhiot Aipi, die süsse. Die Pflanzen gehören zu den Euphorbiaceen und werden bis zu zwei Metern hoch, ihre knollenartigen Wurzeln, oft bis zu 15 kg schwer, enthalten den Mehlstoff, der als Farinha, Arrowroot oder Tapioca in den Handel kommt.

Digitized by Google

Als die eigentliche Brotpflanze für den Brasilianer ist die giftige Mandioca zu betrachten. Die zerriebene Wurzel wird ausgepresst, von dem Blausäure enthaltenden Safte befreit und auf grossen Pfannen geröstet. Zu fast allen Speisen begehrt der Brasilianer Farinha. Die süsse Mandioca liefert ihre Wurzeln als sehr wohlschmeckenden Ersatz für Kartoffeln. Schon nach kurzem Aufenthalt zieht der Ansiedler die Mandioca der Kartoffel vor.

Der Tabak gedeiht nicht in allen Distrikten der deutschen Siedlungszone. Das Gebiet um S. Leopoldo treibt keinen Tabaksbau, Santa Cruz und S. Angelo dafür um so mehr. Die Arbeit in den Tabaksfeldern ist nicht die leichteste. Das Gaizen, das Ausbrechen der Blütentriebe aus den Blattwinkeln, muss in den schwülen Tagen des Januars geschehen, und es ist der Aufenthalt zwischen den hohen Tabaksstauden oft geradezu eine Plage. Der klebrige Saft, der bei der Arbeit die Hände und Kleider überzieht, die regungslose Schwüle, besonders vor dem Nahen eines Gewitters, dienen nicht zur Erleichterung der Arbeit. Trotzdem nützt der Kolonist Kraft und Raum bis aufs äusserste gerade für den Tabaksbau aus, denn der Tabak ist für ihn das bare Geld. Der Durchschnittspreis für die arroba Tabak ist 12 Milreis. Eine normale Familie kann neben den übrigen Kulturen immer noch dreihundert Arroben Tabak ernten. Dieser wird in die Venda gebracht, das Geld bleibt meistens dafür stehen und dient als Guthaben für alle Einkäufe des laufenden Jahres. Leider wird auf Sortierung des Tabaks noch immer viel zu wenig Wert gelegt, und so lange die Kaufleute den Tabak nicht nach Qualität und Sortierung, sondern einfach nach Gewicht kaufen, wird der riograndenser Tabak seinen wenig guten Ruf auf den europäischen Märkten behalten.

Weizen, Roggen, Gerste und Hafer werden wenig angebaut, eher schon der Reis, dessen Qualität eine vorzügliche ist.

Die Gemüsearten gedeihen alle vortrefflich. Kartoffeln werden zweimal im Jahre geerntet. Die Preise für Kartoffeln auf den Märkten sind oft recht hohe. Die Frachten und der Verdienst der Zwischenhändler verteuern das Produkt der Kolonisten oft in unverhältnismässig grosser Weise. Ein besonders gutes Absatzgebiet hat die Kolonie S. Lourenço, nämlich die Märkte von Rio Grande und Pelotas. Kleine Ewer, hiates, bringen alle Erzeugnisse der Kolonieen zu Markte. Durch das Lagern in den Vendas, welche die Ewer befrachten, werden die Produkte der Bauern, besonders Eier und Butter, nicht besser.

Die Haustiere gedeihen alle leichter und ohne die Pflege zu verlangen, wie in Europa. Pferde und Rinder sind Tag und Nacht, Sommer und Winter auf der Weide; neuerdings pflegt der

Digitized by Google

Bauer in schlechter Jahreszeit sein Reitpferd unter dem Schuppen oder im Stalle zu halten. Hühner vermehren sich in dem milden Klima ausserordentlich, Truthühner, Gänse oder Enten sieht man auf jedem Bauernhof. Auch Bienen summen um manche Blüte, der Honig ist ausserordentlich klar und aromatisch. Der Bauer legt allerdings wenig Wert auf Bienenzucht.

Weinbau wird besonders von den rheinischen Kolonisten getrieben, die Pommern ziehen im allgemeinen Branntwein als Stärkung vor. In allen Pikaden finden sich übrigens Bierbrauereien, welche den Deutschen mit seinem Nationalgetränk versorgen. Auf allen Ansiedlungen finden wir Pommern und Rheinländer am häufigsten vertreten. Die alten Kolonieen, auf denen sie in richtigem Verhältnis zu einander angesiedelt sind, prosperieren am besten. Der Pommer ist ein sehr fleissiger Arbeiter, sparsam und genügsam und auf Erwerb und Fortkommen bedacht, nicht ohne Gutmütigkeit, aber hin und wieder doch roh. Der Rheinländer hat nicht die Ausdauer in der schweren Arbeit, welche der Pommer besitzt, aber er ist beweglicher, hat bessere Lebensformen und vertritt mehr die Intelligenz der Pikaden. Wo diese beiden Stämme zusammenleben, hat der Pommer von dem Rheinländer bessere Lebensart, der letztere von dem Pommern den eisernen Fleiss angenommen.

Die Schulverhältnisse auf den Kolonieen sind recht traurige, besonders in den rein pommerschen Bezirken. Wirklich tüchtige Lehrer bleiben bei dem kärglichen Gehalte und den ewigen Nörgeleien der Bauern sehr selten längere Zeit auf ihren Posten, sondern ziehen es vor, als Musterreiter und Kaufleute, Feldmesser und Regierungsbeamte ihren Unterhalt zu suchen.

Die Pseudogeistlichen, die in den ersten Jahrzehnten der Kolonisation in allen Gemeinden zu finden waren, werden allmählich völlig verdrängt durch die Pfarrer der riograndenser Synode, die entweder Zöglinge der Barmer und Baseler Missionshäuser oder akademisch gebildete Theologen sind. Dass eine völlige Harmonie zwischen den so verschieden ausgebildeten Gliedern der Synode nicht herrschen kann, liegt auf der Hand. Sehr zu bedauern ist es nur, dass oft die fähigsten jüngeren Theologen in die entlegensten Waldwinkel gesetzt und sich selbst überlassen bleiben, dass sie oft thatsächlich auch in materieller Beziehung in erbärmlichster Weise versorgt sind, während an den wichtigsten Stellen des Staates, wo es oft darauf ankommt, durch Gewandtheit und allgemeine Vorbildung die protestantische Wissenschaft zu repräsentieren, wenig fähige Leute als Pastoren fungieren.

Wer in die deutsche Pikade einreitet, ist fast immer überrascht von dem Anblicke der Bauernhöfe, die er sich im günstigsten

Digitized by Google

Falle als elende Blockhütten im tiefsten Urwalde vorgestellt hat. Freilich, die ersten Häuser junger Kolonisten weisen noch nichts von der Behäbigkeit älterer Bauernhäuser auf. Hier liefert der Wald fast alles, was der Anfänger braucht. Aber wer einmal von Santo Cruz den Rio pardinho entlang geritten ist, wird gewiss erstaunt sein über den Eindruck der Solidität, den dort alle Bauernhäuser machen. Den Raum vor dem Hause nimmt gewöhnlich der Weideplatz für Pferde und Milchvieh ein, sodass das Haus etwas von der Strasse entfernt liegt. Durch ein zweites Thor gelangt man dann auf den eigentlichen Hausplatz. Das Haus ist massiv aus Sand- oder Backsteinen gebaut, rechts und links von der Hausflur liegen die Wohn- und Schlafräume. Die Wände sind gewöhnlich einfach weiss getünscht, das Mobiliar besteht aus festen Stühlen, Tisch, Schrank, oft einem Schaukelstuhl, Nähmaschine, und auch ein Bett für etwaige Gäste steht gewöhnlich im Wohnraum. An den Wänden findet man meistens nur Konfirmationssprüche oder Heiligenbilder, billige Buntdrucke, einen Spiegel, Pfauenfedern dahinter gekreuzt, ein paar einfache Handarbeiten, die Wanduhr, und vor den Fenstern einige Blumenstöcke. Der Bauer ist nicht sehr oft im Wohnzimmer; gute Tage sehen ihn im Felde, schlechte bei der Arbeit im Schuppen, wo besonders bei Regenwetter Tabak gepflückt wird. Vor und hinter dem Hause sind die notwendigen Bauten angelegt: Schuppen zum Bergen der Ernte, Pferche für die Schweine, Stallungen, die Zuckerrohrpresse mit senkrecht stehenden Walzen, Hühnerstall, Küche und Backofen und andere kleine Räume.

Das Tagewerk der Bauern beginnt früh, mit der sinkenden Sonne ist es für die Männer beendet, während für die Frauen und Mädchen dann noch genug zu thun übrig bleibt. Die Frau des Kolonisten hat das härteste Los. Sie muss nicht nur auf dem Acker dem Manne zur Seite stehen, sondern auch daheim lasten alle Sorgen um Kinder und Wirtschaft auf ihr. Erst mit dem Heranwachsen der Kinder beginnt sich ihr Los freundlicher zu gestalten.

Ein grosser Übelstand für die Kolonie ist der schlechte Zustand der Wege. Die Regierung kümmert sich gar nicht um die Verkehrsstrassen, mögen sie noch so wichtig sein. Bei Hochwasser ist daher der Verkehr völlig unterbrochen. Solches Anschwellen der Flüsse und Bäche ist in jenen gebirgigen Gegenden gar nichts Ungewöhnliches. Der Fremde soll daher niemals einen Bach passieren, der angestiegen ist, ohne einen anwohnenden Kolonisten über den Stand des Wassers zu fragen. Ich entsinne mich, dass in der Pikade Rio pardinho ein arabischer Hausierer, ein sogenannter mascato, die schmale Brücke über einen Bach verfehlte, weil sie unter Wasser stand, mit dem Maultier in die Flut geriet

Digitized by Google

und elend ertrinken musste. Unglücksfälle beim Passieren geschwollener Bäche und Flüsse sind nichts Seltenes. Musterreiter, Geistliche und Ärzte, die bei jedem Wetter ihrer Pflicht genügen müssen, wissen ein Lied von den Annehmlichkeiten der brasilianischen Wege bei Hochwasser zu singen.

Von den Brasilianern hat der deutsche Bauer die Gastlichkeit gelernt. Findet sich keine Venda oder kein Gasthaus am Wege, so genügt ein Klatschen in die Hände, um jedes Kolonistenhaus zu öffnen. Der Bauer erwidert meistens: o de fora! Heda, du draussen! und führt den Gast hinein.

Wenn er solche einzelnen Redewendungen von den Brasilianern angenommen hat, so darf man nicht etwa glauben, dass der deutsche Kolonist sich im gewöhnlichen Leben der portugiesischen Sprache bediene. Der Durchschnittskolonist versteht nur die allernotwendigsten Redensarten der Brasilianer, gebraucht aber im alltäglichen Umgang nur die deutsche Sprache. Der von den Rheinländern gesprochene Hunsrücker Dialekt ist zwar kein schöner, aber so allgemein gebraucht, dass man sich schnell an seine Laute gewöhnt: das „eich“ statt „ich“, die Infinitivendungen auf „e“ statt „en“ verletzen neben manchen Kraftausdrücken im Anfang oft das Ohr des „frischen Deutschländers“. Drollig nimmt sich das Plattdeutsch der Pommern und der Hunsrücker Dialekt im Munde der Neger aus, die im jahrelangen Dienst bei deutschen Bauern auch deren Sprache leicht lernen und gern gebrauchen. Man muss überhaupt vorsichtig mit seinen Worten in Gegenwart von Brasilianern sein, wenn man Äusserungen thut, die nicht für diese bestimmt sind, denn es finden sich überall Brasilianer, die etwas Deutsch verstehen. Neuerdings lernen auch fast sämtliche Zöglinge höherer Schulen die deutsche Sprache; das früher obligatorische Französisch ist vollkommen von Deutsch und Englisch in den Hintergrund gedrängt worden.

Am friedlichsten und lieblichsten nimmt sich das Bild einer deutschen Pikade im Mondschein aus. Hinter dem Saume der bewaldeten Berge taucht er auf, der stille Hüter der Nacht, glänzender und grösser als im Nebel des Nordens. Wie flüssiges Silber flutet sein Licht über das stille Thal, in dem die getünchten Häuser der Kolonisten wie weisse Quadern aus tiefdunklem Grün hervorleuchten. Auf jedem Blatt des Orangenhaines spiegelt sich das Licht, nur leise, traumhaft flüstert ein Zweig mit dem andern, und die Perlen der Nacht funkeln auf den schneeigen Blüten wie glitzernde Diamanten. Da erschliessen die Blumen nach der erschlaffenden Hitze des Tages ihre müden Kelche, trinken die Kühle des Abends in langen Zügen und atmen sie wieder in köstlichem Duft. Leise rauscht der Fluss über sein Kieselbett, hin

Digitized by Google

und wieder schnellt ein silberner Fisch aus der kühlen Flut, nur von fern donnert eine Caxoeira, eine Stromschnelle, verworren. Eulen und Fledermäuse streichen hastig durch die Stille, und der Kiebitz ruft schrill in die Weite. Leuchtkäfer, pyrilampos, ziehen in magischem Schein ihre gaukelnden Kreise, schwebend und schillernd, als leuchteten sie Elfen am Saume der Wiesen, die den Schleier des Abendnebels schwingend dort ihren Reigen führen — und über das alles ausgebreitet dehnt sich das tiefblaue Firmament mit den ewigen Sternen. Wie eine riesige Silhouette zeichnen sich die Grate der Serra im Hintergrunde am Nachthimmel ab, und eine Sternschnuppe versinkt in sprühendem Falle hinter diese dunkle Mauer. Nur die Grillen am Wegesrande rufen ihr Dic cur hic? Dic cur hic? Die Lichter des Abendtisches winken dem Wanderer zur Rast, leise trägt der Nachtwind verwehte Accorde einer Harmonika herüber, nur Frosch und Kröte trommeln und gröhlen in den Frieden des Abends hinein.

Das ist nur ein Hintergrund, vor welchem sich das Leben der Koloniebewohner abspielt, die Natur jener Breiten bietet aber andere gleich prächtigen und grossartigen: den taufrischen Morgen, den ragenden, tiefen, geheimnisvollen Wald, den weiten Campo, übergossen vom schimmernden Lichte des Mittags, das friedliche Thal mit seinen segensschweren Plantagen, Sturm und Gewitter, das Toben entfesselter Elemente, reissende Ströme und weit überschwemmte Ufer. Und in diesem wechselvollen Bilde fehlt die Staffage nicht: der Gaucho, der in seiner malerischen Tracht über die Ebene sprengt, die Maultiertropa, welche aus den Wäldern der Serra ihre Lasten bringt, der knarrende Wagen des Fuhrmanns auf holpriger Pikade, der Kolonist beim Tagwerk hinter Pflug und Hacke, in breitem Strohhut und buntem Hemde, am Sonntag auf flinkem Traber, die Büchse am Riemen, zum Scheibenstand sprengend oder friedsam sein Pfeifchen rauchend im leichten grünen Wäglein mit Weib und Kind dahinrasselnd.

Auf dieser Bühne des Lebens mit ihren wechselnden Kulissen agieren die Menschen, wie überall auf dem Erdenrund, alle die kleinen Spiele voll Lust und Leid, aus denen unser Leben besteht, bis vom Kirchlein am Bergeshang das Glöcklein tönt und der Einwanderer seine dauernde Rast unter dem grünen Rasenhügel findet und den ewigen Feierabend unter dem Kreuze des Friedens.

Doch es ist nicht der Zweck dieser Studie, der eigenen Stimmung in Schilderungen Rechnung zu tragen, sondern in sachlicher Weise zu erwägen, welche Bedingungen der Einwanderer in Rio grande do Sul vorfindet und welche Anforderungen an ihn gestellt werden, wenn er auf ein gedeihliches Fortkommen rechnen will.

Digitized by Google

Wir werden zunächst erwägen müssen, ob die Möglichkeit zur Unterbringung einer starken Emigration überhaupt vorhanden ist, denn erfahrungsgemäss können politische und lokale Verhältnisse einer solchen sehr ernstliche Schwierigkeiten bereiten. Um nun ein- für allemal mit dem von Anhängern des Reskripts von der Heydt geflissentlich in Deutschland verbreiteten Gerücht aufzuräumen, dass der deutsche Einwanderer in Brasilien den Ausfall an Sklaven ersetzen solle, so konstatieren wir, dass davon für Kolonisten in Südbrasilien überhaupt nicht die Rede sein kann. Ausdrücklich warnen wir davor, in andere Staaten als nach Parana, Santa Catharina und Rio grande do Sul auszuwandern. Die übrigen Staaten Brasiliens sagen dem Deutschen hinsichtlich des Klimas und der Umgebung weniger oder durchaus nicht zu. Wenn neuerdings ein Agent für Matto Grosso Stimmung zu machen suchte, so ist es ein bewusstes Verbrechen, in ein Land, das den Brasilianern selbst kaum bekannt ist und noch völlig von Indianern beherrscht wird, deutsche Siedler locken zu wollen.

Südbrasilien aber bietet dem fleissigen Kolonisten alle Aussichten, vorwärts zu kommen. Von den drei südbrasilianischen Staaten gebe ich aber unbedingt Rio grande do Sul den Vorzug, worin mir jeder Kenner der Verhältnisse zustimmen wird.

Es würde sich zunächst fragen, welche Stellung die Regierung des Staates Rio grande do Sul einer verstärkten deutschen Einwanderung gegenüber einnehmen würde.

Der brasilianische Politiker leidet an dem masslosen Wahn, selbst das fähigste und tüchtigste Element seines Landes zu sein, verkennt aber nicht den grossartigen Erfolg, den deutsche Arbeit und Intelligenz in seinem Lande gezeitigt haben. Diese notwendige Würdigung der zielbewussten Arbeit der Kolonisten im Vergleich zur Indolenz und Unfähigkeit der eigenen Rasse, die in ihren unteren Elementen zum grössten Teil aus farbigen Analphabeten besteht, schlägt oft bei den Anhängern der augenblicklich herrschenden Partei, den sogenannten Jakobinern, in heimlichen Fremdenhass um. Ein Dorn im Auge ist den Jakobinern besonders das zähe Festhalten der deutschen Ansiedler an ihrer Sprache und Sitte, und die republikanische Regierung geht dagegen zwar nicht mit direkten, aber unauffälligen indirekten Mitteln vor. Ihr muss vom nationalen Standpunkt aus daran liegen, die eingewanderten Fremden zu guten brasilianischen Staatsbürgern zu machen, sie an die Sprache und die Anschauungen der neuen Heimat zu gewöhnen, und sie erblickt daher in dem Festhalten der Deutschen an der eigenen Sprache und Sitte eine gewisse Gefahr für das Ansehen des Brasilianertums. Die Kaiserliche Regierung siedelte ehemals die deutschen Einwanderer in geschlossenen Massen an,

Digitized by Google

und diese verständige Massregel hatte die segensreiche Folge, dass die Kolonisten sich in der Mitte so vieler Landsleute bald heimisch und sicher fühlten. Neu hinzukommende Ansiedler bevorzugten natürlich immer solche Distrikte, in denen sie ihre Stammesgenossen in grösserer Zahl vorfanden. Dieser Umstand ist für das erfreuliche Gedeihen der alten Kolonieen von grösstem Wert gewesen, denn der Deutsche fühlt sich nur wohl in der Umgebung von Landsleuten. Dieses Zusammenwohnen von Tausenden hat natürlich durch die Gründung von Vereinen, Schulen und Gemeinden eine wesentliche Stärkung des Nationalbewusstseins und damit eine erhöhte Schaffensfreudigkeit zur Folge gehabt, und der enge Zusammenschluss aller deutschen Elemente unter der Führung des unvergesslichen Karl von Koseritz wäre nur noch eine Frage der Zeit gewesen und damit die deutsche Kolonialbevölkerung vielleicht geradezu zu einem ausschlaggebenden Faktor für das politische Leben des Staates geworden, wenn nicht der Tod Koseritz' und der Sturz des Kaisers Dom Pedro II., der stets ein besonderer Gönner der Deutschen war, diese Hoffnung zu Grabe getragen hätten. Die neue republikanische Regierung erkannte die Wichtigkeit des geschlossenen Zusammenlebens für das Selbstbewusstsein der Deutschen sehr wohl, und da seit dem unglücklichen Erlass von der Heydt der Nachzug der Deutschen ganz erheblich nachgelassen, dafür aber viele andere Nationen — Italiener, Russen, Polen, Franzosen, Spanier, Schweden — Kolonisten in das Land geschickt hatten, sind die Jakobiner bemüht, bei Anlagen von neuen Kolonieen diese mit Kontingenten aller Nationen zu besiedeln, um so die verschiedenen Elemente zum Gebrauch der Landessprache, des Portugiesischen, als des notwendigen Verständigungsmittels, zu zwingen und damit allmählich das Stammesbewusstsein zum Erlöschen zu bringen. Beispiele für solche Bemühungen sind die Kolonieen Barão do Triumpho, Ijuhy, Toropy, S. Feliciano, Guarany und Jaguary. Diese Bestrebungen sind glücklicherweise von geringem Erfolg gewesen. Entweder prosperieren solche Kolonieen überhaupt nicht, wie Barão do Triumpho beweist, oder die Arbeit der Deutschen überflügelt die der anderen Nationen in solchem Masse, dass sie allmählich das Feld räumen, wie in Ijuhy, wo die Polen, nachdem sie ihre verschuldeten Kolonieen an die Deutschen verkauft haben, nach Guarany wandern. Nur die Italiener verstehen es, überall fortzukommen, vermöge ihrer Anspruchslosigkeit und unverdrossenen Arbeit. Sie bilden aber keine Gefahr für das Deutschtum, da sie entweder geschlossene italienische Kolonieen aufsuchen, wie Dona Izabel, Caxias und Silveira Martins, oder in späteren Jahren mit ihrem erworbenen Barvermögen nach Italien zurückwandern. Zudem können die Italiener mit ihrem

Digitized by Google

ausgeprägten Nationalbewusstsein dem Deutschen in dieser Hinsicht nur als gutes Beispiel dienen.

Um also eine gedeibliche Entwicklung neuer deutscher Siedlungen zu verbürgen, muss die Leitung derselben darauf bedacht sein, die Einwanderer entweder in Distrikte zu bringen, in denen sie bereits Landsleute in geschlossenen Massen vorfinden, um sich diesen schnell anzugliedern, oder solchen Ländereien zuzuführen, deren Besitzer ausschliesslich deutsche Kolonisten unterbringen wollen. Es fragt sich, ob die heutige Regierung einer solchen zielbewussten Kolonisation Hindernisse in den Weg legen würde.

Der allmächtige Chef der regierenden Partei im Staate Rio Grande do Sul ist heute Dr. Julio Prates de Castilhos. Nach den blutigen Kämpfen der letzten Revolution, in denen er vorübergehend einem föderalen Regiment des Dr. Barros Cassal weichen musste, hat er durch rücksichtsloseste Energie und unnachsichtige Unterdrückung seiner politischen Gegner die unumschränkte Herrschaft an sich gerissen. Sämtliche Beamtenstellen werden von ihm besetzt, die Wahlen zum Parlament sind nur noch Bestätigungen seiner Kandidaten, die Gegner haben nicht mehr Mut und Einigkeit genug, um ihm energisch entgegenzutreten, und beschränken sich auf öde Zeitungsschimpfereien. Dr. Julio de Castilhos stand von jeher im Rufe, als echter Jakobiner überhaupt kein Freund der eingewanderten Fremden, am allerwenigsten aber der Deutschen zu sein. Er hatte allerdings wenig Veranlassung, nach den Erfahrungen der Revolutionsjahre, in denen viele Deutsche, besonders die Einwohner des Municips Santa Cruz unter Führung von Carl Trein, offen oder heimlich auf Seiten seiner politischen Gegner standen, den deutschen Kolonisten eine besonders wohlwollende Gesinnung entgegenzubringen. Als er aber 1897 eine Informationsreise durch die Zone der älteren deutschen Kolonieen antrat, gewann er vor den Leistungen der deutschen Ansiedler eine so hohe Achtung, dass er, der kluge und weitschauende Staatsmann, sich der Notwendigkeit nicht verschliessen konnte, seine Stellung der deutschen Bevölkerung gegenüber wenigstens offiziell zu einer freundlichen zu gestalten. Zudem lernte er in dem Deutschen, der im Gegensatz zu anderen Elementen vermöge seiner heimatlichen Erziehung ein pünktlicher Steuerzahler ist und den Landesgesetzen die gebührende Achtung darbringt, den wertvollen, fleissigen und ruhigen Staatsbürger schätzen, der im Einklang mit den Bestrebungen einer verständigen Regierung zu einer festen Stütze der letzteren werden muss.

Die deutschen Kolonisten lernten andererseits durch eine persönliche Berührung den Staatsmann Castilhos höher schätzen, als sie es früher bei tendenziöser Schilderung seitens seiner Geg-

Digitized by Google

ner zu thun vermochten. Der Deutsche verlangt von seinen Beamten Redlichkeit und Fleiss. Leider ersetzt der brasilianische Durchschnittsbeamte diese beiden Tugenden durch Bestechlichkeit und unglaubliche Indolenz. Von den Senatoren in Rio bis zum letzten Schreiber im entlegensten Winkel vermeldet die Chronik eine stattliche Menge „irregularidades", Unregelmässigkeiten, wie man dortzulande Gaunereien, Untreue und Bummelei euphemistisch bezeichnet. Für solche irregularidades hat Castilhos aber kein Verständnis und auch bei seinen Beamten duldet er solche „Unregelmässigkeiten" nicht. Selbst seine erbittertsten Gegner müssen zugeben, dass an seinen Fingern kein Staatsgeld kleben geblieben ist, dass er mit weisser Weste dasteht — in Brasilien eine Seltenheit allerersten Ranges. Riogrande do Sul ist durch Castilhos heute zum bestverwalteten Staat Brasiliens geworden, und wenn es durch politische Massnahmen leidet, so sind diese fast stets auf das Konto der Bundesregierung in Rio und nicht auf das der Staatsregierung in Porto Alegre zu setzen. Zudem hat Castilhos die schätzenswerte Eigenschaft, sein Wort zu halten. Er verspricht nichts eher, bis er die Möglichkeit erblickt, ein Versprechen in die That umzusetzen. Die vielen Brücken- und Wegebauten in den Kolonieen, die auf seine Veranlassung unternommen sind, bilden die Erfüllung der Zusagen, die er auf seiner Reise den Kolonisten gemacht hat. Dieses Worthalten hat ihm die Sympathie der Deutschen in hohem Masse eingebracht, und auch die politische Haltung der deutschen Kolonisten neigt immer mehr der Partei Castilhos' zu. Freilich, eine politische Gegnerschaft würde für die Kolonie gleichbedeutend sein mit dem Verzicht auf die Unterstützung der Staatsregierung und dem Erwerb ihres Misstrauens und Übelwollens, das in tausend Chikanen und Hindernisse für das wirtschaftliche und soziale Leben sehr leicht ausgemünzt werden kann, solange Castilhos das Heft in der Hand hat.

Einer deutschen Einwanderung würde die Regierung des Staates Riogrande do Sul heute nichts mehr in den Weg legen, vielmehr die Zufuhr so vieler wertvollen Kulturträger nur freudig begrüssen, weil dieselbe zugleich eine politische und wirtschaftliche Kräftigung des Staatswesens bedeutet.

Es bleibt uns die zweite Frage zu beantworten, ob nicht in etwaigen Verhältnissen des Landes einer wachsenden deutschen Einwanderung nennenswerte Schwierigkeiten erwachsen können. Mit dem Namen Brasilien verknüpft sich gewöhnlich in der Vorstellung des Europäers ein düsteres Bild von Gelbfieber, Malaria, Pest und anderen Geisseln der Menschheit. Gewiss, Brasilien wird alljährlich von Fieber und in der letzten Zeit auch von der Bu-

Digitized by Google

bonenpest geplagt, aber nur in einigen Küstenplätzen und in den Tropen. Rio de Janeiro, Bahia, Santos sind Fieberplätze, aber alle diese Städte kommen für die deutschen Einwanderer nicht in Betracht. An diesen Orten wohnt der deutsche Kaufmann, der Gewerbetreibende, der Kommissionär, wie in jeder bedeutenden Hafenstadt der Welt, und für diese Leute spielen weniger die klimatischen, als die kommerziellen Verhältnisse eine Rolle. Die Zone der deutschen Kolonieen in Rio Grande do Sul, meistens in den Mittellagen der Serra do Mar gelegen, kennt nichts von Fieber, kennt nichts von Pest, Pocken und ähnlichen Epidemieen. Ich kenne kaum ein Klima, das dem Deutschen besser zusagt, als dasjenige des Inneren, besonders der Hochländer von Rio Grande. Schon die überraschend grosse Vermehrung der Deutschen in diesen Breiten ist der beredteste Beweis für diese Thatsache. Das Temperaturmittel für Santa Cruz ist $19,_2$ ° C., das Maximum im Februar $25,_1$ ° C., das Minimum im Juli $12,_1$ ° C. im Durchschnitt. Die Extreme wurden mit 35° C. im Februar und mit 0° C. im Juli bemessen. Der Temperatur von Santa Cruz entspricht aber diejenige des ganzen Staates mit geringen Abweichungen. Die Sommer sind heiss, aber nicht unerträglich und durch regelmässige Seewinde erfrischt, die Winter milde und meist ohne Schnee. Auch treten zuweilen Nachtfröste ein, und der Bewohner spürt die Nächte mit Reifbildung sehr empfindlich. Die Übergangsjahreszeiten sind aber stets wundervoll. Häufige Regen verhindern Staubbildung und durchfeuchten die Luft, zahlreiche Gewitter mildern die Hitze und erfrischen den die üppigste Vegetation hervorbringenden Boden. Über die Menge des fallenden Regens fehlen allgemeine Beobachtungen. Auf das Jahr kommen im Durchschnitt 250 regenlose Tage, die Regentage sind ungleichmässig über das ganze Jahr verteilt. Frühling und Herbst gelten für die Zeiten, in denen der meiste Regen fällt. Die Regen im Sommer sind meist von kurzer Dauer, aber sehr heftig. Schnee ist in den Koloniedistrikten eine seltene Erscheinung, doch fanden nach glaubwürdigen Überlieferungen im 19. Jahrhundert siebzehn Schneefälle im Staate statt, meistens allerdings auf den hochgelegenen Campos des Nordens.

Ebenso verworren wie die Vorstellungen über das Klima des Landes sind diejenigen über die Schädlinge in der Tierwelt, welche angeblich auf Schritt und Tritt den Menschen bedrohen. Ebensowenig als die Raubtiere werden Schlangen und Spinnen, Skorpione, Baratten, Moskitos und Sandflöhe dem Kolonisten sonderlich gefährlich oder lästig. Sie sind fast überall im Lande vorhanden, aber der Ansiedler wird derartig vertraut mit ihrer Anwesenheit, dass er sie nicht mehr als Gefahr empfindet. Viel unangenehmer

Digitized by Google

sind ihm die Ameisen, deren viele Arten und Völker seiner Kulturarbeit oft so gefährlich werden, dass er nur mit Anstrengung aller Kräfte und unerbittlicher Verfolgung ihrer Herr werden kann.

Eine weit wichtigere Frage als die nach den meist nur in der Einbildung des Nichtsachverständigen existierenden Hindernissen ist die, ob der Staat, der schon so viele Tausende von Einwanderern aufgenommen hat, noch Raum für eine verstärkte Einwanderung bietet.

Die Oberfläche des Staates hat einen Flächeninhalt von 236 553 qkm. Die drei Königreiche Bayern, Sachsen und Württemberg haben einen Inhalt von 111 360 qkm, sind also noch nicht halb so gross wie Rio Grande do Sul. Die Grösse des Königreichs Preussen mit Ausschluss von Ost- und Westpreussen, Pommern und Schleswig-Holstein ist etwa der Riograndes gleich. Da die Bevölkerung ungefähr eine Million Seelen beträgt, so ergiebt sich für den Quadratkilometer eine Kopfzahl von 4,2. Zum Vergleich führen wir an, dass 1890 im deutschen Reiche die entsprechende Kopfzahl 91,5 betrug und mittlerweile noch gewachsen ist. Dabei ist Rio Grande do Sul nicht etwa mit vielem Ödland durchsetzt, nur der schmale Strich, der sich zwischen dem Ozean und der Lagoa dos Patos hinzieht, dürfte für eine dichtere Besiedlung ganz in Fortfall kommen.

In diesem grossen Lande haben wir nördlich von Porto Alegre, das wir als Hauptstadt des Landes und Marktplatz für unsere Kolonieprodukte auch als Centralpunkt für die deutschen Siedlungen annehmen, bisher im Thale des Rio dos Sinos die Kolonie S. Leopoldo, dann S. Christina do Pinhal, Mundo Novo, Neu-Petropolis, Feliz, Tres Forquilhas, Soledade und einige andere kleinere Posten deutscher Zunge, dazu weiter nördlich Conde d'Eu, Dona Jzabel, Caxias, Alfredo Chaves und Antonio Prado, diese meist mit Italienern besetzt. Im Gebiete des Rio Cahy liegen Montenegro und S. Sebastião, am Taquary Estrella, Teutonia, Conventos, westlich davon Santa Cruz, Mont' Alverne, Venancio Ayres, Candelaria, Santo Angelo, alle deutsch, die Italienerkolonie Silveira Martins, noch weiter nach Westen und Norden S. Maria da Bocca do Monte, Jjuhy, Toropy, Guarany, Alto Jjuhy, Jaguary, auch mit Deutschen stark durchsetzt. Südlich des Jacuhy kommt nur Barão do Triumpho in Betracht, allerdings hat auch die Umgebung von S. Sepé neuerdings deutsche Ansiedler angezogen. Ganz im Süden liegt das Gebiet von S. Lourenço, ein blühendes deutsches Municip.

Ein Blick auf die Karte lehrt uns, dass die bisher besiedelten Landstrecken dem weiten Komplex der noch wenig oder gar nicht bevölkerten Gebiete des Staates gegenüber noch nichts

Digitized by Google

besagen wollen. Selbst wenn wir von der grossen südlichen Campanha, dem Gebiete südlich vom Jacuhy und der Uruguayanabahn ganz absehen, bieten die höher gelegenen Nordstriche noch Raum für unzählige Ansiedler. Wie die Campos des Südens, auf denen der eingeborene Riograndenser heute Viehzucht in grossem Masse treibt, nachdem die einst blühende Weizenkultur völlig eingegangen ist, sind auch die Hochländer des Nordens mit ihrer sehr spärlichen Bevölkerung bisher noch nicht für den Ackerbau erschlossen. Der Zuzug an Deutschen setzte sich zumeist in den alten Kolonieen fest. Aber diese dürften für die Zukunft für Ansiedler mit beschränkten Mitteln nicht mehr in Frage kommen. Das einst dort für wenige hunderte Mark feile Kolonielos ist durch langjährige Kultur und Melioration derartig im Preise gestiegen, dass selbst der Nachwuchs der Kolonisten die hohe Kaufsumme für ein Los in den älteren Siedlungen scheut und sich lieber nach neuvermessenen Strecken im Westen und Nordwesten umsieht, wo er für eine geringe Summe einen genügenden Besitz erwerben kann, der keine hohe Verzinsung erfordert. Früher war es besonders Jjuhy, das von den Söhnen der Kolonisten aufgesucht wurde, heute ist es der Besitz des Herrn Dr. Hermann Meyer-Leipzig, die Kolonieen Neu-Württemberg und Xingu (sprich: Schingu) im Gebiete der alten Jesuitenmissionen, der für die Zukunft besonders bedeutsam sein dürfte. Die Meyerschen Besitzungen bestehen aus mehreren Quadratmeilen Land in den Munizipien Cruz Alta und Palmeira, zum Teil nahe an der Bahn, sonst leicht mit Wagen zu erreichen. Weiterhin hat die deutsche Rio-Grande-Nordwestbahngesellschaft die äusserst wertvolle Konzession erhalten, das riesige Waldgebiet längs des Uruguay in einer Breite von 20 km und ca. 1000 km Länge für die Kolonisation zu erwerben, eine Eisenbahn hindurchzuführen und diese mit den schon bestehenden Linien zu verbinden. Die Gesellschaft hat bereits die Hälfte der Bahnlinie vermessen, ein grosses Stück Urwald erworben und mit der Kolonisation in Angriff genommen.

Eine wesentliche Vorbedingung für das Gelingen eines Siedlungsprojektes ist die Möglichkeit, möglichst leicht und sicher den Koloniedistrikt erreichen zu können. An dieser Notwendigkeit dürfte z. B. vorläufig die Besiedlung Ostafrikas noch scheitern. Der Auswanderer gelangt indes in Rio Grande do Sul verhältnismässig schnell an sein Ziel. Die Hamburger Dampfer laufen direkt bis zum Hafen Rio Grande, von dort bringen die Dampfer der brasilianischen Navegação Costeira oder des Lloyd Brasileiro in vierundzwanzig Stunden den Reisenden nach Porto Alegre. Hier in der Hauptstadt trifft der Einwanderer Landsleute genug — Porto Alegre hat bei 100000 Einwohnern 25000 Deutsch-

Digitized by Google

redende — welche teils offiziell, so durch das Konsulat und den Verein zur Fürsorge für Einwanderer, die Geistlichen der beiden Konfessionen und zahlreiche andere Korporationen, teils privatim, so die vielen deutschen Kaufleute, welche stets bereitwilligst dem Landsmann zur Hand gehen, dafür sorgen, dass der „frische Deutschländer“ nicht hilf- und ratlos dasteht. Schon im Hafen Rio Grande nimmt der deutsche Konsul Herr Gustav Poock sich der Ankommenden in menschenfreundlichster Weise an, und der Generalbevollmächtigte für das Meyersche Unternehmen in Porto Alegre, Dr. Horst Hoffmann, sorgt in seiner Eigenschaft als Verweser des deutschen Konsulates dafür, dass der Einwanderer auf vorteilhafteste Weise an sein Ziel gelangt. Von Porto Alegre führen Dampfer- und Eisenbahnlinien in alle Gebiete der deutschen Koloniezone wenigstens soweit, dass von ihrem Endpunkte aus die Erreichung selbst der neuesten Siedlungen leicht bewerkstelligt werden kann.

Um in kurzem Abriss ein anschauliches Bild von einer neuangelegten Kolonie zu geben, wie sie in Zukunft in erster Linie aufgesucht werden dürften, benutzen wir die Schilderung Neu-Württembergs, welche Dr. Meyer in seiner neuen Broschüre „Die Privatkolonieen von Dr. Hermann Meyer in Rio Grande do Sul“ pag. 11 ff. entwirft.

„Zwei stattliche Flüsse, die Palmeira und die Fiusa, die dem Jjuhy zuströmen, begrenzen die bisher angelegte Kolonie im Norden und Süden. Zweihundert Kolonieen zu ca. 25000 qm liegen auf diesem leicht hügeligen, schweren Waldlande. Aber um weitere 200 wird die Kolonie jetzt noch nach Westen hin bis zum Zusammenfluss der beiden Flüsse und nördlich der Palmeira erweitert. Eine schöne feste Brücke führt über die Fiusa und bildet den Eingang in die Kolonie, die von der letzten Stadt, Cruz alta, aus bequem zu Wagen in 5—6 Stunden, von der Bahnstation Porongos in drei Stunden zu erreichen ist. Nachdem wir etwa 20 Minuten durch die ersten Kolonieen hindurchgefahren sind, öffnet sich der Blick auf ein kleines freies Plateau mit einer Reihe von Häusern, prächtig an einem kleinen von Waldhügeln umrahmten See gelegen, in dem eine Mühle lustig ihr Klappern hören lässt. Es ist das der Stadtplatz der Kolonie, der gerade vermessen worden ist. Ein stattlicher neuer Holzbau dient der Kolonie als Herberge für die neuen Ankömmlinge. Ein Geschäftshaus, das zugleich als Wirtshaus dient, und verschiedene andere Bauten reihen sich an. Im Grunde erblicken wir die langen Dächer einer Ziegelei. Auch die Schule wird, da das alte Gebäude zu weit abgelegen ist, im neuerbauten Einwandererhaus vorläufig von einem

Digitized by Google

ständigen Lehrer abgehalten, und aus der Umgegend kommende protestantische und katholische Geistliche halten hier ihren Gottesdienst, bis die Kirche fertiggestellt ist, für welche erst jetzt nach der Vermessung des Stadtplanes die geeignete Stelle bestimmt werden konnte. Bei dem starken Zuwachs, den die Kolonie in diesem Jahre erhielt, ist ein eigener ordinierter Geistlicher nötig geworden, der in nächster Zeit von Deutschland aus hinübergehen wird und dann auch die Schule leiten soll. Das Geschäftshaus liefert nicht nur den Kolonisten die nötigen Bedürfnisse zu Preisen, die der Kontrolle der Verwaltung unterliegen, sondern bewirkt auch den Ankauf ihrer Produkte, die zum Teil direkt im Tausche gegen Waren verrechnet werden. Die wachsende Bevölkerung macht die Anlage noch eines zweiten Geschäftshauses notwendig. Die dadurch entstehende Konkurrenz ist für die Kolonisten nur wertvoll. Die am See angelegte Mühle besitzt die Einrichtung zum Bretterschneiden und zum Mahlen und hat eifrig zu thun, um die von den Kolonisten bestellte Arbeit zu liefern. Entweder erhebt der Müller für den ihm zum Mahlen gelieferten Mais Mahlgeld, oder er kauft das Korn und verkauft alsdann das Mehl in die Stadt. Das Gleiche geschieht mit den Brettern, die aber vorläufig noch zum grössten Teile in der Kolonie, namentlich für die verschiedenen Anlagen der Verwaltung, gebraucht werden. Eine ganze Reihe von Kolonisten besitzt eigenes Pferdefuhrwerk und fährt des öfteren nach Cruz alta, um dort für ihre Produkte mehr zu erhalten, als der Kaufmann der Kolonie zu zahlen vermag, der die Spesen des Transports mit berechnen muss, die der Kolonist nicht mitzählt. Nach allen Richtungen hin gehen von dem Stadtplatz die Strassen und Wege in die Kolonieen ab, und es sind mehrere Stunden Wegs nötig, um die letzten Ansiedelungen zu erreichen. Überall im Walde treffen wir auf die prächtigsten fruchttragenden Pflanzungen, und wir können uns so recht überzeugen, wie segensreich der Boden in diesem jungfräulichen Urwalde ist. Hier kennt man keine Düngemittel, die jetzt erst seit 60 Jahren in den alten Kolonieen nördlich Porto Alegres zum ersten Male zur Anwendung kommen. Eine geregelte Fruchtfolge und zeitweiliges Liegenlassen des Ackers sorgen dafür, dass der Boden seine Fruchtbarkeit behält.

Ich kann hier natürlich nicht auf die Arbeits- und Pflanzmethoden näher eingehen, die sich in Rio Grande als am zweckmässigsten erwiesen haben, möchte aber kurz den Gang der Entwickelung der einzelnen Kolonie erzählen. Der im Stadtplatz angelangte neue Kolonist bezieht für einige Tage das Einwandererergebäude, muss aber sofort am nächsten Tage sich für eine der Kolonieen, die ihm zur Wahl von dem auf der Kolonie an-

Digitized by Google

sässigen Verwalter angegeben sind, entscheiden, wenn er nicht in Porto Alegre bei der Generalverwaltung schon die Kolonie überwiesen erhalten hat. Auf dem Plane sehen wir einige Stellen, die eine andere Färbung haben als der Urwald. Es sind dies die sogenannten Capoeiras, die sich allenthalben im Land finden, Strecken, die früher von Intrusos, eingedrungenen Negern oder Brasilianern, abgeschlagen und bebaut worden waren, die rechtlos sich dort niederliessen. Nach dem brasilianischen Raubsystem, bei welchem kein Stück Land zweimal bebaut wird, da es ja den Intrusos nichts kostet und eine staatliche Forstaufsicht fehlt, wurden die Rocen bald wieder verlassen, und die üppige Natur sorgte binnen kurzem dafür, dass ein junger, kräftiger Wald das verlassene Terrain wieder eroberte. Für den neuen Kolonisten sind die Capoeiras sehr angenehm, denn das Abholzen macht weniger Schwierigkeit als im Urwald, und er sucht daher mit Vorliebe eine Kolonie zu erhalten, die ein Stück Capoeira besitzt, während die alten Kolonisten eine geschlossene Urwaldkolonie vorziehen. Er überzeugt sich von den mit je drei Pfählen bezeichneten Seitengrenzen seines Grundstücks und geht an die Arbeit, mit der Axt, Baumsichel und Buschmesser ein Stück Wald für die Pflanzung abzuroden, wobei er gutthut, die Hilfe der Nachbarn in Anspruch zu nehmen oder auch einen Neger für wenig Geld mit der Arbeit zu betrauen, da er dieses Abroden, das „Rocemachen", noch nicht versteht. Nach einigen Tagen hat ein geschickter, fleissiger Arbeiter 1 bis 2 Morgen Wald niedergelegt. Die Äste, Zweige und Schlingpflanzen sind abgehauen, und es wird nun der Sonne überlassen, dieses Wirrsal von Stämmen, Holz und Laub zu trocknen. Während dieser Zeit baut sich der Kolonist seine provisorische Hütte auf eigenem Grund und Boden. Denn länger als einige Tage kann er im Einwandererhaus nicht wohnen, sonst nimmt er den Nachkommenden den Platz weg. Aus gespaltenem Holz, Ästen, Bambus und Palmenwedeln wird diese erste Behausung im Urwalde errichtet, gerade gut genug, um den Kolonisten mit seiner Habe gegen die Unbill des Wetters zu schützen, aber doch so fest, dass sie auf Monate hinaus zum Wohnen dienen kann. Denn kaum ist der Kolonist mit seinem Hüttenbau fertig, als auch die Roce seine Zeit ganz wieder in Anspruch nimmt. Die Sonne hat indes ihre Schuldigkeit gethan. Das Astwerk und Laubwirrnis, das auf der Roce die mächtigen gefällten Baumriesen bedeckt, ist dürr und trocken und kann nun entfernt werden. Da giebt es wieder ein sehr einfaches Mittel, man brennt es einfach ab. Allerdings gehört auch hier Geschick dazu, und der neue Ankömmling wird ohne Hilfe nicht weit kommen. Es ist gar nicht so leicht, den richtigen Zeit-

Digitized by Google

punkt zu treffen und das Feuer so anzulegen, dass die Roce auch sauber wird. Die grossen Stämme werden nach Möglichkeit vorher herausgeschafft und wandern, wenn der Transport es erlaubt, nach der Mühle, um für den Ausbau des Hauses billige Bretter zu liefern, während andere zu Schindeln zerspaltet werden. Die Wurzelstöcke bleiben ruhig stehen und werden auch später nicht herausgenommen. Man pflanzt einfach um sie herum und lässt sie mit der Zeit verfaulen. Das Herausschaffen würde die Mühe nicht lohnen, und in der Bewirtschaftung bilden sie vorläufig kein Hindernis. Denn bis der Pflug das Land in Arbeit nimmt, hat es noch gute Weile, da vergehen noch viele Jahre, und Hacke und Spaten verrichten vorläufig vollständig den Dienst. Der noch rauchenden, mit Asche bedeckten Erde wird nun das erste Korn, der Mais, anvertraut. Wenn bald nach der Pflanzung Regen fällt, so erzeugt dieser im Verein mit dem durch die Asche gedüngten Boden Wunder. Maispflanzen schiessen aus dem Boden in ungeahnter Kraft empor, mit ihnen aber auch das Unkraut, das durch Umhacken sorgfältig entfernt werden muss. Denn die erste gründliche Reinigung des Bodens belohnt sich, auf Jahre hinaus, während Unsauberkeit sich durch immer erneutes Emporwuchern des Unkrautes bitter bestraft. Schon nach wenigen Monaten sind die Kolben reif und kann die erste Ernte hereingebracht werden. Mais ist das wichtigste Produkt des Kolonisten, denn er liefert ihm Mehl zum täglichen Brot und ist das beste Mittel für die Kapitalanlage des Kolonisten, die Schweinezucht, die ihm durch den Verkauf des wertvollen Schmalzes bald bar Geld ins Haus bringt. Nun entwickelt sich der Landbau in bunter Abwechselung. Schwarze Bohnen, das Hauptnahrungsmittel des Brasilianers, als eiserner Bestand Mandioka, die mehlreiche Wurzel, Erdnüsse, Kürbisse und sonst allerlei brasilianische Erzeugnisse bringt der Boden in reichster Menge hervor. Aber auch unser Korn gedeiht ganz vorzüglich bei richtiger Auswahl der Saat und richtiger Behandlung. Die Verwaltung der Kolonie hat besonderes Augenmerk darauf gelegt, den Kolonisten gute Sämereien zu verschaffen. Die Kornproduktion in Südbrasilien liegt noch in den ersten Anfängen, es sind aber schon ganz vorzügliche Erfolge erzielt worden, und es wird die Zeit kommen, wo Rio Grande mit Weizen ganz Brasilien versorgen wird, das jetzt fast ausschliesslich auf Argentinien und Nordamerika angewiesen ist. Auch allerlei reichtragende Obstbäume,

Digitized by Google

Aprikosen, Pfirsiche, Orangen, Birnen, werden mit Erfolg gepflanzt, und wer zu Hause seinen Wein zu bauen gewöhnt war, dem wird nach wenig Jahren beim Anblick des Reichtums an Trauben das Herz im Leibe lachen. Die freie Zeit dient zum Ausbau des neuen festen Hauses, des Stalles, des Schuppens und des Viehzaunes, und es dauert bei fleissiger Arbeit kaum mehr als zwei Jahre, dann hat sich der Kolonist bereits eine sichere Existenz gegründet und kann daran denken, die auf der Kolonie etwa noch liegenden Schulden von dem Kaufpreise abzuzahlen. Es ist im allgemeinen in Rio Grande üblich, dem Kolonisten für die Bezahlung der vollen Kaufsumme nach erfolgter Anzahlung fünf Jahre Frist zu gönnen bei mindestens 6 Prozent Zinsen. Ich habe für meine Kolonie bei 6 Prozent sechs Jahre festgesetzt und auch die Anzahlung auf nur 10 Prozent bemessen. Um den Kolonisten es möglich zu machen, eventuell für den erwachsenen Sohn ein benachbartes Stück Land zu erstehen, ist mit der Verwaltung die Vereinbarung getroffen worden, auf Wunsch die benachbarte Kolonie, wenn diese noch frei ist, auf ein Jahr für denselben Preis wie die erste Kolonie zu reservieren. Wer zwei Kolonieen anschlagen will, muss auch für beide 10 Prozent anzahlen. Käufer von drei oder vier Kolonieen haben mindestens 30 Prozent der Kaufsumme zu hinterlegen. Mehr als vier Kolonieen aber werden nur gegen bar abgegeben mit der ausdrücklichen Verpflichtung, spätestens binnen sechs Monaten wenigstens eine der Kolonieen zu bebauen und zu bewohnen. Bei Kauf von weniger als fünf Kolonieen gegen bar kann in besonderen Fällen die Frist zur Bebauung verlängert werden. Ein einzelnes Los wird zuweilen, wenn der Mann sich erst noch auswärts Geld verdienen will, auch auf Anzahlung von 30 Prozent reserviert. Diese Verfügungen sind getroffen worden, um zu verhindern, dass von Unternehmern Grundspekulation zum Nachteile der Entwickelung der ganzen Kolonie getrieben werden kann, andererseits ist der Käufer auch gezwungen, sein Land zu bebauen und auf diese Weise zur allgemeinen Entwickelung mit beizutragen. Mit jedem Kolonisten wird ein deutsch und portugiesisch abgefasster vorläufiger Kontrakt in zwei Exemplaren geschlossen, der dem Kolonisten den Besitz des Grundstückes zusichert, wenn er die Bedingungen des Kontrakts, die Anzahlung und die Bestimmungen der Kolonieordnung einhält. Nach Bezahlung der letzten Rate und sonstiger auf der Kolonie liegenden Schulden wird ihm notariell der gesetzliche Besitztitel über sein Grundstück ausgefertigt, der ihn zur Einhaltung der vom Landesgesetz vorgeschriebenen allgemeinen Koloniesatzungen verpflichtet, während alle durch Privatkontrakt aufgestellten Bedingungen damit erlöschen. Auf eine strikte Innehaltung der von

Digitized by Google

der Verwaltung aufgestellten Satzungen muss im Interesse der ganzen Kolonie geachtet werden, zumal es immer Elemente giebt, die gern im Trüben fischen wollen. Das schliesst aber auch nicht aus, dass in einzelnen schwierigen Fällen die Verwaltung Nachsicht übt und Stundung bewilligt, wenn sie durch irgend welche Ereignisse von der unverschuldeten Ohnmacht des Kolonisten, die Bedingungen einzuhalten, überzeugt ist. Der Durchschnittskaufpreis für die Kolonie in Neu-Württemberg ist bereits gestiegen, er beträgt z. Z. ein Konto de Reis, gleich 1000 Mark. Die alten Kolonisten, die gewiss mit ihren Mitteln haushälterisch umzugehen wissen, bezahlen schlankweg, und das ist ein sicherer Beweis, dass die Güte des Landes und die Reellität des ganzen Unternehmens den Preis rechtfertigt. Es sind also bei 10 Prozent Anzahlung ca. 100 Mark im ersten Jahre zu entrichten, und die letzte Zahlung ist erst nach sechs Jahren fällig. Leider hatte ich anfangs den ersten Ansiedlern Vorschuss bewilligt, und ein Teil derselben ging mit ihm auf und davon. Jetzt kann und darf den Kolonisten Vorschuss nicht mehr gewährt werden. Man bedenke immer, dass das Unternehmen aus Privatmitteln hervorgegangen ist und nicht in der Lage sein kann, bei vielen Hundert von Kolonistenfamilien, für deren materielles und moralisches Fortkommen es alle Sorge trägt, durch Vorschusszahlungen sich derart zu belasten, dass sein Betriebskapital dadurch in Frage gezogen würde. Es wäre eine direkte Gefahr für das Unternehmen, wollte es sich auf derartige Aussenstände einlassen, und man möge gerade daran erkennen, dass mein Unternehmen nicht dem Bestreben, einen grossen Gewinn zu erzielen, entspringt, sondern die Gediegenheit dieser kolonial-sozialen Schöpfung beglaubigt. Eine Privatkolonisation kann, wenn sie nicht auf unbegrenzte Mittel sich stützt, nur dann etwas erreichen, wenn sie Leute mit geringen Mitteln, die ihnen in der Heimat keine sichere Existenz ermöglichen, die Hand bietet, sich auf eigenem Grund und Boden durch ihrer Hände Werk ein Besitztum zu schaffen, ohne dass sie sich in Schulden stürzen müssen. Die Anschaffungen für die Kolonieeinrichtung, die Reise nach dem Koloniebezirk, zuerst mit der Bahn, alsdann mit der Karrete und der Lebensunterhalt bis zur ersten Ernte kosten alles Geld, und wenn auch die Verwaltung ihr möglichstes thut, um den Auswanderern durch Abkommen mit der Eisenbahngesellschaft, den Gastwirten und den Fuhrwerksbesitzern diese Kosten zu verringern, so muss man für eine Familie von drei bis vier Gliedern für die Zeit von der Abreise aus Porto Alegre bis zur Ernte 800—1000 Mark rechnen, die alle Reisespesen, Anschaffungen und die Anzahlung der Kolonie decken. Für den deutschen Auswanderer, der von Hamburg aus Zwischendeck benutzt, erhöhen

Digitized by Google

sich die Kosten einschliesslich der Voranschaffungen*) für das neue Leben auf ca. 2500 Mark. Wer diese in Händen hat, der möge getrost seinen Weg nach Neu-Württemberg lenken, dort wird er bestimmt für eine gesicherte Zukunft den Grund legen."

Aber diese Barmittel allein genügen noch nicht, um dem riograndenser Kolonisten eine frohe Zukunft zu garantieren. Er muss vor allen Dingen eine gute Gesundheit und den redlichen Willen zu angestrengter, unverdrossener Arbeit mitbringen. Brasilien ist kein Schlaraffenland, Rio Grandé ist trotz seiner Fruchtbarkeit kein Paradies, in dem man mühelos seines Lebens Notdurft und Nahrung findet, sondern die ersten Jahre des Kolonistenlebens sind schwere Arbeitsjahre. Ist diese Anfangszeit überwunden, so gestaltet sich das Leben zu dem des friedlichen Ackerbauers, der Jahr um Jahr ohne zu grosse Anstrengung seine Scheuern gefüllt sieht. Auch Anspruchslosigkeit muss der Kolonist mitbringen. Seine Erholung und Vergnügungen sind viel primitiver und spärlicher als im lustigen Deutschland, wo besonders der Sonntagnachmittag oft ein recht lockerer Geselle ist. In den jungen Kolonieen beschränkt sich diese sonntägliche Ausspannung auf freundnachbarliche Besuche und Teilnahme am Gottesdienst. Ältere Pikaden allerdings haben mehr Vereine und Vergnügungen, als ihnen gut ist.

Religiöse und politische Belästigungen braucht der Kolonist keineswegs zu fürchten. Jede Konfession ist vor dem Gesetz gleichberechtigt. Nur sei er vorsichtig in seinen politischen Bethätigungen Der Brasilianer ist ein leidenschaftlicher Politiker, der den Mund stets voll von Patriotismus hat. Aber der Deutsche halte sich von allen Treibereien fern, baue seinen Mais, zahle seine Steuern und überlasse es erfahrenen Vertretern seines Stammes, in der Politik ein Wort mitzusprechen.

Sehr im Argen liegt die Justiz des Landes. Prozesse zu führen, ist immer eine missliche und kostspielige Sache, und die Madame Justitia vermag in Brasilien auch trotz der Binde stets recht gut zu erkennen, wen sie vor sich hat. Eine gute Vetternschaft oder eine tüchtige Hand voll Geld sind mehr wert, als tausend

*) Wäsche, festes Drellzeug, gute warme Wollkleidung für die kalten Monate, Federbetten, Wolldecken, Koch- und Hausgerät und Werkzeug fürs Haus, ein gutes Gewehr und Sämereien für Gemüse sind die Hauptgegenstände, die der Auswanderer von der Heimat mitbringen soll. Leichte Kleidung und alles Ackergerät, das für die Rocewirtschaft besonders geeignet ist, kauft der neue Kolonist besser in Porto Alegre oder Cruz alta, wo er auch gute und sauber gearbeitete Holzmöbel billig erhält, wenn er sich einigen Luxus erlauben darf und nicht mit dem aus Brettern gezimmerten Mobiliar des Kolonisten zufrieden ist.

Digitized by Google

Gesetzesparagraphen. Der Deutsche also behalte in Brasilien das gute Wort im Gedächtnis: Ein magerer Vergleich ist besser als ein fetter Prozess. Glücklicherweise meiden unsere Landsleute nach Kräften die Bekanntschaft mit der Justiz.

Im Vorstehenden haben wir versucht, in möglichst knapper Weise, die Verhältnisse aller Art zu präzisieren, in welche der deutsche Einwanderer eintritt, falls er Rio Grande do Sul zu seinem Ziele erwählt. Es bleibt uns noch zu erwägen, welche wirtschaftlichen Folgen eine Verstärkung der deutschen Bevölkerung durch neuen Zuwachs haben würde.

Die Produktion der älteren Kolonieen hat sich wesentlich auf den Bau von Mais, Mandioca, Bohnen, Reis, Tabak und ihre Verarbeitung beschränkt. Die massenhafte Hervorbringung dieser Erzeugnisse hatte besonders in den Anfangsjahren deutscher Kolonisation ein tiefes Sinken der Preise zur Folge, sodass z. B. in den Pikaden um Santa Cruz der Preis für schwarze Bohnen vor drei Jahrzehnten so gering werden konnte, dass auch der weite Transport bis zum Hauptmarkt in Porto Alegre nicht mehr lohnte. Die Folge davon war, dass die Kultur dieses Zweiges der Landwirtschaft allmählich derartig sank, dass im letzten Jahrzehnt eine erhebliche Nachfrage und damit ein eminentes Anziehen der Preise enstand. Natürlich hatte dieser Effekt wieder eine Massenproduktion an Bohnen zur Folge, diese aber ein erneutes Sinken des Preises.

Dieses eine Beispiel ist bezeichnend für die Schädlichkeit der Wirtschaft, welche im allgemeinen auf den deutschen Kolonieen getrieben wird. Mit der überlieferten einfachen Raubwirtschaft, welche oft in eine sinnlose Niederlegung des so wichtigen Waldes überging, ohne an eine Aufforstung zu denken, hat der Bauer in zweiter und dritter Generation auch die ewig gleiche Art der Kultur übernommen, ohne zu bedenken, dass eine fortwährend gleiche Produktion degenerieren und den Marktwert verlieren muss. Der Boden, auf welchem der Urwald gestanden, giebt Jahrzehnte lang zwar Ernte um Ernte, ohne eine Düngung zu verlangen, aber selbst diese strotzende Üppigkeit der Natur muss schliesslich nachlassen, wenn ihr keine Zeit zur Ruhe gegönnt wird. Um aber einen Teil seines Landes brach liegen lassen zu können, muss der Bauer auf seinem Besitztum Raum genug haben, um die gleiche Ernte machen zu können, wie in vergangenen Jahren. Aber durch das zähe Festhalten am väterlichen Wohnsitz, die Abneigung der Kolonistensöhne, in die Fremde zu ziehen, die Sucht, für noch so schweres Geld einen Fetzen Land in der heimatlichen Pikade zu erwerben, nur um in der alten Umgebung zu bleiben, während in neuen Kolonieen Hunderte von frischvermessenen Losen junger

Digitized by Google

kräftiger Arme harren, durch dieses Parzellierungssystem alter Kolonielose gebricht es dem Besitzer einer Viertelkolonie an Raum, durch Brachwirtschaft die Ertragfähigkeit auf der alten Höhe zu erhalten. Zudem drängt ihn der meist übermässige Kaufpreis seines Landfetzens, möglichst schnell aus seinem Boden Kapital und Zinsen herauszuwirtschaften. Ein Fallen der Preise für Produkte ist dann für ihn sehr fatal und kann ihn bei der bestehenden Zins- und Amortisationspflicht recht leicht in die drückendste Lage führen. Wenn daher heute in manchen Kolonieen über steigende Not, über unzureichende Preise, über die Unmöglichkeit, etwas zu erübrigen, geklagt wird, so ist dies eine Folge der unbesonnenen Landkäufe zu übermässigen Preisen seitens junger Anfänger.

Bei einer Erschliessung neuer Distrikte für die Einwanderer würden auch die alten Kolonieen entlastet werden. Wenn der Kolonistensohn weiss, dass er Landsleute vorfindet, welche gleich ihm den ersten Kampf mit dem Urwalde aufnehmen, so wird er um so eher die angeborene Abneigung gegen das Verlassen der Pikadenheimat aufgeben und leichteren Herzens sich Grund und Boden auf billigem Gelände suchen, sei es auch ein paar Tagereisen entfernt von der Stätte, da er seine ersten Bohnen ass und die erste Cigarre rauchte.

Gegen das unsinnige Niederlegen des ganzen Waldbestandes auf den Kolonieen ist die riograndenser Regierung erfreulicherweise vorgegangen. Ein neues Forstgesetz zwingt jeden Kolonisten, wenigstens einen Teil des Waldes auf seinem Besitz zu schonen. Die Notwendigkeit einer solchen Vorschrift ergiebt sich besonders für den Beobachter, wenn er in manchen Pikaden die Verwüstungen ansieht, die Stürme, Hagelschlag, Platzregen auf den Ackern an den völlig abgeholzten Berghängen anrichten, auf denen nicht nur die Ernte in Frage gestellt, sondern auch die Humusschicht abgeschwemmt werden kann, während in benachbarten Waldpikaden die Folgen solcher Naturereignisse viel schwächer sind, da der Wald einen schützenden Wall für die Pflanzung bildet. Einen Beleg hierfür bilden die „alte Pikade“ und Rio Pardinho bei Santa Cruz.

Ein anderes Moment kommt hinzu, um die alten Kolonieen auf das Bedenkliche der beliebten Produktionsweise hinzuweisen. In den ersten Jahren des letzten Jahrzehntes, besonders in den Zeiten der Revolution, in denen die Bundesregierung keine Mittel schonte, um durch ihre Truppen den Aufstand in Rio Grande niederzuwerfen, in den Perioden der hohen Kaffeepreise und des Kursniederganges stiegen die Preise für Speck, Schmalz, Mais und Bohnen, welche hauptsächlich von den deutschen Kolonisten

Digitized by Google

zu Markte gebracht wurden und in erster Linie nach Rio, Bahia, Pernambuco abgingen, weil dort nur Tabak, Zucker, Baumwolle und Kaffee gebaut wurde, ganz rapide, und manche deutschen Bauern haben in jenen Zeiten ein hübsches Vermögen erworben.

Bei dem Sinken der Notierungen für Brasil-Kaffee auf den europäischen Märkten, dem infolge Überproduktion — Brasilien liefert noch heute 55 % der Welternte in Kaffee — eintretenden Kaffeesturz, lohnte in manchen Staaten, welche bisher Hauptabnehmer der riograndenser Bohnen, des Mais und Schmalzes gewesen waren, die Plantagenwirtschaft nicht mehr, und sie — besonders Minas Geraes und S. Paulo — fingen an, selbst anstatt des Kaffees Bohnen und Mais anzupflanzen. Dazu kam die nordamerikanische Konkurrenz in Schmalz auf dem Rio-Markte. Die Yankees, welche längst erkannt haben, welcher vorzügliche Kunde Brasilien ist, haben es verstanden, durch Abschluss von Handelsverträgen dem Brasil-Kaffee den Markt der Vereinigten Staaten zwar zu erschliessen, dafür aber unter sehr günstigen Bedingungen ihre landwirtschaftlichen Produkte, hauptsächlich Schmalz und Weizenmehl, in Massen auf die brasilianischen Märkte zu bringen. Eine systematische Verhetzung der Brasilianer gegen die Deutschen durch die New-Yorker Presse, zu deren Machinationen der brasilianische Gesandte in Washington, Dr. Assis Brazil, oft die Hand bot, unterstützte dabei wirkungsvoll die kaufmännische Konkurrenz. Das nordamerikanische Schmalz ist an Güte dem Produkte der riograndenser Bauern durchaus nicht gleichwertig, aber es ist besser raffiniert, schneeweiss und macht als Marktware einen besseren Eindruck.

Leider ist der deutsche Bauer lässig in dieser Hinsicht. Er liefert seine Produkte nach Väterweise an das Pikadengeschäft, die Venda, welche nach Gewicht bezahlt, und kümmert sich weiter nicht um die Verwertung derselben. So kommt es, dass auch der riograndenser Tabak in schlechten Ruf gekommen ist, weil bisher niemals auf Sortierung nach Farbe und Qualität, diesem wichtigen Moment im Tabakhandel, Wert gelegt wurde, sondern die Ernte lediglich nach Gewicht gekauft und unsortiert zu Markt gebracht wird.

Durch diese Thatsachen kann es nicht wunderbar erscheinen, wenn die Erntewerte unserer Kolonieen in den letzten Jahren erheblich zurückgehen. Der alte Schlendrian der Bauern fängt an, sich zu rächen. Gutgemeinte Ratschläge pflegte der Kolonist bisher mit Achselzucken aufzunehmen und mit einem spöttischen Lächeln zu quittieren. Die „Klugschnacker“ kannten ja nichts von „Landwirtschaft“, und so wurde der Raubbau weitergetrieben, und die Wurstelei mit Bohnen, Mais, Mandioca u. s. w. ging weiter,

Digitized by Google

bis der Michel am Geldbeutel merkte, dass die vielgepriesene Wirtschaft doch einen Haken haben müsse.

Es is ein Verdienst des jungen riograndenser Bauernvereins, auf die unbedingte Notwendigkeit hingewiesen zu haben, mit der bestehenden Einseitigkeit der Kulturen zu brechen, der riograndenser Kolonie neue Zweige der Produktion zu erschliessen und sie mit den Hilfsmitteln einer modernen Landwirtschaft bekannt zu machen. Municipien, wie Santa Cruz und Santo Angelo, vermögen den Ausfall an anderem Wachstum durch erhöhte Tabakproduktion zu decken, aber die Lage und der Boden der übrigen Kolonieen eignet sich nicht mehr für den Tabaksbau. Aber es giebt andere Zweige des Ackerbaus, welche bisher nur nebensächlich betrieben wurden, die aber leicht die Lücke ausfüllen dürften, welche durch den Niedergang alter Produkte auf den Märkten entstanden ist. Der Reisbau liefert ein Produkt, das an Güte dem noch immer in Menge importierten indischen Wachstum weit voransteht, aber bisher nehmen die Reispflanzungen nur einen sehr beschränkten Raum auf den Feldern der Bauern ein. Eminente Massen von Zucker werden alljährlich von Pernambuco in Rio Grande eingeführt. Dabei bringen die Hochländer des Nordens von Rio Grande ein ganz vorzügliches Rohr hervor, dessen Saft an Zuckergehalt dem nordbrasilianischen Erzeugnis nichts nachgiebt. Aber bisher wird nur die Rapadura, der roh eingekochte braune Zucker, oder Melado, eine Art Syrup, daraus in primitivster Weise hergestellt. Auch die Baumwolle gedeiht in vielen Distrikten von Rio Grande noch sehr gut, wird aber nur in ganz geringem Masse angepflanzt. Die Kultur in Weizen, Roggen, Gerste, Hopfen, Ölfrüchten ist aber so gering, dass sie heute gar nicht mehr in Betracht kommt. Dabei ist der Staat früher die Kornkammer für Brasilien gewesen und hat Weizen in Mengen exportiert!

Heute findet man argentinisches oder nordamerikanisches Mehl in jeder Urwaldpikade. Da hört man stets die alte Klage: „Der Weizen und Roggen bekommt den Rost.“ Natürlich, wenn man Jahr für Jahr aus der Ernte das Saatkorn nimmt, obschon erfahrungsgemäss alle Saaten sehr bald degenerieren und durch importierte gute Sämereien ersetzt werden müssen, wenn man über dem Bohnenbau keine Zeit hat, Getreidearten ausser dem Mais zu bauen, weil momentan einmal der Sack Bohnen 20 Milreis kostet, so kann man keine Erträge von einer Kultur erwarten, die völlig vernachlässigt ist. Dass aber recht wohl unsere Halmfrüchte gedeihen, beweisen die Erträge in der Kolonie Teutonia, beweisen Versuche auf dem Campo, dessen weite Triften einst von goldenen Feldern bedeckt waren, und in Neu-Württemberg, aber freilich, eine neue Kultur will sorgfältig erprobt werden, ehe sie Erträge bringt.

Digitized by Google

Damit soll aber durchaus nicht gesagt werden, dass auf Kosten neuer Kulturen der Maisbau eingeschränkt werden soll. Der Bauer, welcher Mais in ausgedehntem Masse pflanzen kann, wird nie in Not geraten. Eine gute Maisernte deckt stets den Ausfall an anderen Erträgen. Ich kenne Jahre, in denen bei geringen Maisernten argentinisches Korn eingeführt wurde, das sich in Porto Alegre trotz Fracht und Zoll nicht so teuer stellte als der Mais in den nahen deutschen Siedlungen. Aber bei einer guten Maisernte, welche natürlich nur mittlere Preise bringt, murrt der Bauer sehr oft, weil er an die hohen Notierungen in den neunziger Jahren gewöhnt ist. Überhaupt legt der Kleinbauer einen ganz falschen Massstab an die Erträge einer Wirtschaft an. Er bedenkt nicht, dass unsere deutsche Landwirtschaft, soweit sie nicht mit grossem Kapital betrieben werden kann, froh ist, wenn sie ausser dem Lebensbedarf für die Familie eine Verzinsung von 5% ergiebt. Ein solches Resultat aber wäre in den Augen der meisten Kolonisten älteren Datums gleichbedeutend mit einer schlechten Ernte. In den letzten Jahrzehnten, wo eine günstige Verkettung von Umständen eine besonders gute Konjunktur hervorrief, ist der Kolonist verwöhnt und anspruchsvoll geworden und verlangt, dass er am Schluss des Jahres eine ansehnliche Summe zurücklegen kann. Von einer eigentlichen Not aber, wie sie in weiten Kreisen unserer heimischen Bevölkerung, besonders im Winter, herrscht, ist auch den deutschen Kolonieen noch nie die Rede gewesen, und ich habe noch nie einen Deutschen gesehen, dem es am täglichen Brot auf den Kolonieen gefehlt hätte, falls er arbeitswillig war. Es herrscht oft geradezu ein Mangel an deutschen Kräften, so das man sich mit allerlei farbigem Gesindel behelfen muss.

Ein weiterer Übelstand herrscht in der primitiven Art des Handels. Dieser ist in fast allen Pikaden noch das reine Tauschgeschäft. Die Produkte der Bauern gehen oft durch mehrere Hände, ehe sie auf den Markt von Porto Alegre kommen. Die dadurch entstehenden Kosten muss natürlich der Bauer tragen, nicht der Zwischenhändler. Dabei herrscht eine so laxe Wirtschaft in Bezug auf Kreditwesen, eine oft so übertriebene Vertrauensseligkeit, dass mit dem Zusammenbruch einzelner Pikadengeschäfte viele Kapitalien der Bauern verloren gehen. Ist es doch nichts Seltenes, dass Kunden in einer Verda mehrere Tausend Milreis stehen haben, ohne eine andere Sicherheit zu besitzen als das ehrliche Gesicht des Geschäftsmannes. Schlägt diesem aber einmal eine Spekulation in Tabak fehl, kommt er in Zahlungsschwierigkeit durch andere Umstände, so legt in erster Linie der Grosskaufmann in Porto Alegre oder der Hypothekengläubiger Beschlag auf die vorhandene Masse, und die grössere Zahl der

Digitized by Google

kleineren Gläubiger hat das Nachsehen. So sind z. B. im Munizip Santa Cruz in den letzten Jahren ganz erhebliche Kapitalien der Kolonisten verloren gegangen.

Von einer erneuerten deutschen Einwanderung aber ist auch in Bezug auf die Wirtschaft und den Handel ein neuer Impuls zu erwarten. Wir dürfen nicht vergessen, dass die älteren Ansiedler seit Jahrzehnten fast ohne erheblichen Zuzug aus der Heimat geblieben sind, dass ihre Anschauungen daher notwendig in dem Gesichtskreise bleiben mussten, in dem sie im Urwalde gelebt haben, dass vor allen Dingen durch die lange Unterbrechung der deutschen Einwanderung die Intelligenz und Thatkraft nur sehr spärlich aus Deutschland den Urwaldpionieren nachging, dass sie bei dem mangelnden Interesse des Heimatvolkes ganz auf sich selbst angewiesen waren. Daher sind trotz aller momentanen Schwächen ihre Leistungen ganz respektable gewesen und verdienen die höchste Anerkennung. Wenn nun aber auf neuen Siedlungen unter sachverständiger Leitung, bei thatkräftigem Interesse der Heimat neue Wege eingeschlagen werden, neue Kulturen erprobt, durch direkten Absatz der Produkte erhebliche Vorteile gewonnen werden, wenn unternehmende neue Kolonisten praktisch beweisen, dass nicht in der alten Raubwirtschaft und dem Anbau weniger Gewächse die Zukunft der Landwirtschaft liegt, dass sie moderne Wege gehen muss, um wieder zur alten Höhe zu kommen, so werden auch die alten Kolonieen den praktischen Nutzen von dieser erneuten Thätigkeit haben.

Noch einen Punkt müssen wir hervorheben. Wer je in brasilianischen Städten für seine Kinder frischer Milch, für seinen Tisch frischer Butter benötigt hat, weiss, dass es leichter ist, Sekt und Caviar in den Läden zu finden, als die genannten Produkte. Aus Dänemark kommt die Butter, die Anglo-Swiss-Milk muss als Ersatz für frische Milch dienen, nur die allernächste Umgebung der Städte liefert diese Waren, noch dazu in oft zweifelhafter Frische. Auf eine rationelle Viehzucht giebt der Kolonist gar nichts. Nur der Schweinezucht widmet er seine Aufmerksamkeit, um seine Maisernte vorteilhaft durch die Mast der Tiere zu verwerten. An eine reguläre Stallfütterung, welche auch den Anbau des nötigen Grünfutters bedingte, denkt er nicht. Dabei könnte aber eine gut organisierte Gesellschaft, welche in den Pikaden ihre Zweigstellen hätte, besonders durch gute Butter in Dosen auf jedem brasilianischen Markte grosse Geschäfte machen.

Wenn trotz aller herrschenden Übelstände unsere Kolonieen wirtschaftlich lebensfähig geblieben sind, so ist das ein Beweis dafür, dass sie bei Einführung neuer Kräfte, Anbahnung neuer Produktionswege und Erweiterung ihrer Arbeitsfelder noch in ganz

Digitized by Google

anderer Weise prosperieren würden. Dieses Heil aber ist nur von einer Einwanderung in verstärktem Masse zu erwarten, welche sich nicht wie bisher fast ausschliesslich aus den mittellosen Schichten der Heimat rekrutiert, sondern neben der nötigen Arbeitslust einige Mittel besitzt, um unter einer erprobten Leitung leichter über die ersten Nöte der Ansiedlung hinwegzukommen. Einer Immigration im Sinne Dr. Meyers ist eine grosse Zukunft sicher.

Aber ein solches Aufleben der riograndenser Kolonisation wäre nicht nur für das dortige Land von Segen, sondern würde auch für das deutsche Reich von grösster Wichtigkeit sein. Eine noch so wesentliche Vermehrung der deutschen Bevölkerung im Staate Rio Grande do Sul würde allerdings niemals dazu führen dürfen, Propaganda für den politischen Anschluss desselben an das Reich zu machen. Auch die geringsten Aspirationen nach dieser Richtung hin würden nur die verderblichsten Folgen für die Kolonieen haben. Die Jakobiner Rio Grandes sind ohnehin schon argwöhnisch gegen jede Bethätigung in deutschnationalem Sinne und erblicken in jedem Anlauf der Deutschen auf nationalem Gebiete eine Gefahr für die preisliche Republik. Englische und besonders nordamerikanische Einflüsterungen haben den Brasilianer ohnehin misstrauisch gemacht, und ich bin gewiss nicht der letzte Deutsche gewesen, den man als geheimen Emissär unseres Kaisers bei Gelegenheit hingestellt hat, des Kaisers Guilherme, den man zwar hoch achtet, aber den man noch mehr fürchtet, und dem man selbst eine kleine Okkupation zutraut, seitdem er die edlen Herren in Rio in sehr empfindlicher Weise energisch daran erinnert hat, dass man keinem Deutschen ungestraft zu nahe treten darf und dass die Zeiten vorbei sind, in denen der Deutsche in Brasilien auf den gnädigen Schutz Englands angewiesen war.

Aber in friedlicher Weise könnte eine Verstärkung des deutschen Elementes Rio Grande erobern, nämlich für den deutschen Handel und das deutsche Kapital. Wie lebhaft heute bereits der Handel zwischen Deutschland und Brasilien ist, beweisen die statistischen Ausweise über Ein- und Ausfuhr und noch mehr das Bestehen der Hamburg-Südamerikalinie, deren Dampfer nicht nur in Rio, sondern auch in Rio Grande fast allwöchentlich ihre Flagge zeigen. Für unsere heimische Industrie ist Rio Grande do Sul schon jetzt kein schlechter Abnehmer. Eisenwaren, Baumwollenzeug, Wollstoffe, in den letzten Jahren besonders Draht zur Einfriedigung der grossen Kampweiden, Werkzeuge, Maschinen, Lederwaren, Konserven, Waffen, Glas, Porzellan, Modewaren, Uhren und viele anderen Erzeugnisse deutscher Industrie finden noch alljährlich in grossen Mengen Eingang in den Staat. Der beste und zahlungsfähigste Abnehmer ist aber stets der deutsche Kaufmann,

Digitized by Google

hinter dem die Tausende der Kolonisten als Konsumenten stehen. Die brasilianische Bevölkerung ist weit bedürfnisloser und ärmer als die deutsche, und daher die letztere für den Import von Industrieartikeln weit wichtiger.

Auffällig ist es, dass im Lande selbst die Thätigkeit der Industrie eine noch recht beschränkte ist. In Rio Grande, Pelotas, Porto Alegre giebt es zwar Betriebe, die mit ansehnlichem Kapital arbeiten, selbst die Koloniestädtchen besitzen bereits solche, aber sie umfassen doch noch recht wenige Zweige der Fabrikation. Hauptsächlich sind es Baumwollgewebe, Cigarren, Hüte und Artikel der Eisenbranche, welche sie liefern. Dabei besitzt Brasilien die Materialien für jeden Zweig der Industrie. Dass sie sich so wenig entwickelt hat, hat verschiedene Ursachen. So lange Brasilien unter der Herrschaft Portugals stand, war dieses stets darauf bedacht, seine Kolonie in Abhängigkeit von sich zu erhalten. Hohe Zölle und Abgaben wurden erhoben, der Handelsverkehr auf einige Küstenplätze beschränkt, Fremde zurückgewiesen oder doch argwöhnisch überwacht, wie Alexander von Humboldt. Öl und Weinbau waren verboten, weil deren Produkte das Mutterland lieferte, Salz durfte im Lande nicht gewonnen, Fabriken nicht angelegt werden, denn Fabrik- und Manufakturwaren kauften die Portugiesen in Europa und führten sie für hohe Preise ein. Seit der Flucht Johannes VI. vor Napoleon im Jahre 1808 änderten sich diese Bestimmungen, aber erst seit der Unabhängigkeitserklärung Brasiliens am 7. September 1822 nahm die Industrie einen nennenswerten Aufschwung. Aber bei der im Lande vorherrschenden Plantagenwirtschaft, dem Mangel an geschulten Arbeitskräften, und an bereitstehenden Kapitalien kam die brasilianische Industrie zu keiner rechten Entfaltung. Heute, wo in den ehemaligen Sklaven und deren Nachkommen Arbeitskräfte genug zur Verfügung stehen würden, ist es die Unsicherheit der politischen Verhältnisse gewesen, welche das fremde Kapital von nennenswerten Anlagen abgeschreckt hat. Dazu kommt seit einigen Jahren eine unvernünftige Besteuerung und Plackerei in Gestalt der Sellierung aller Industriewaren, d. h. die Beklebung mit Steuermarken, Chikanen durch hungrige Fiskalbeamte, welche die Industrie nicht zu kräftigem Gedeihen kommen lassen. Auf lange Zeit noch dürfte Brasilien auf die Einfuhr angewiesen sein, und Rio Grande do Sul dürfte bei einem Wachsen der deutschen Bevölkerung ein immer kräftiger werdender Abnehmer der deutschen Industrie werden, da der Deutsche die Erzeugnisse seiner Heimat stets denen anderer Provenienz vorzieht. Eine Stärkung des deutschen Elementes liegt daher auch im Interesse unserer Industrie und unseres Handels.

Digitized by Google

Leider ist das deutsche Kapital der Auswanderung nach Rio Grande nicht in genügender Weise gefolgt. Die Bahnlinien, die eine staatliche Zinsgarantie besitzen, sind in englischen oder französischen Händen. Genau wie in Argentinien haben die Engländer es in Brasilien verstanden, den deutschen Kapitalisten vor dem „faulen Staate“ Brasilien graulen zu machen und ihre eigenen Werte gewinnbringend anzulegen. Selbst heute noch steht das deutsche Kapital zögernd da, wo es gilt, zuzugreifen. Die Porto Alegre-Uruquoyanabahn, deren reicher Ertrag zum grossen Teil durch die Beförderung der deutschen Kolonieprodukte bedingt ist, ging vor wenigen Jahren in belgische Hände über. Die reichen Kupferlager bei Lavras sind an belgische Spekulanten vergeben, und heute noch steht das deutsche Kapital der Finanzierung der Rio-Grande-Nordwestbahn gleichgültig gegenüber, trotzdem durch sie die alten Missionen, das reichste Gebiet des Staates, wieder erschlossen werden sollen. Dass aber eine fremde Kapitalisierung der grossen Betriebe von bedenklichen Folgen für den deutschen Handel sein muss, liegt auf der Hand.

Ein grosses Hindernis der Erschliessung Rio Grandes für den deutschen Einfluss auf allen Gebieten ist aber die mangelhafte Kenntnis des Landes im deutschen Volke. Ganz unklare und verschwommene Vorstellungen von Südbrasilien herrschen in den Köpfen unserer Bevölkerung. Es giebt viele Auswanderungslustige, welche die erforderlichen Mittel und den Willen haben, sich über See eine neue Existenz zu gründen, aber aus Mangel an Kenntnis der riograndenser Verhältnisse fallen sie meistens wieder Nordamerika zu, wo sie schnell anglisiert werden und für uns verloren gehen. Daher ist es geradezu eine Pflicht unserer Regierung, durch Errichtung eines Auskunftamtes Auswanderungslustigen zuverlässige Aufklärungen zu geben über die Verhältnisse der Länder, welche für eine deutsche Emigration heute noch in Betracht kommen. Darunter aber nimmt Rio Grande do Sul unbedingt den ersten Platz ein. Vor Argentinien hat es den Holzreichtum voraus. Wald aber muss der Kolonist haben, da er in ihm seine ersten Bedürfnisse decken kann.

Für die Beeinflussung und Zusammensetzung des Auswandererstromes will zwar die 1896 in Hannover gegründete Vereinigung für Auswanderungsfragen wirken, aber eine Reichsauskunftei, wie sie in Berlin in diesem Jahre nach dem Muster des englischen Emigrants Information Office gegründet werden soll, würde vermöge ihres amtlichen Charakters das Vertrauen der Auswanderungslustigen in weit höherem Masse besitzen als alle ähnlichen Einrichtungen privater Natur. Dass für dieses Amt der frühere verdiente Generalkonsul in Porto Alegre, Herr Koser, als Leiter in

Digitized by Google

Aussicht genommen ist, giebt uns die Gewähr, dass man in massgebenden Kreisen gerade den Wert Südbrasiliens für eine deutsche Besiedlung zu würdigen gelernt hat.

Diese zukünftige Reichsauskunftei würde sich natürlich in erster Linie auf die Berichte der deutschen Konsulate in Südbrasilien zu stützen haben. Ganz Rio Grande do Sul besitzt nur zwei Konsulate des deutschen Reiches, Rio Grande und Porto Algre. Im Interesse eines regen Lebens zwischen der Heimat und den Kolonieen aber läge es, wenn nach dem Muster des italienischen Systems in den grösseren deutschen Kolonieen, in erster Linie in Santa Cruz, S. Sebastião, S. Leopoldo, Santa Maria Konsularagenten ernannt würden, um die ohnehin stark in Anspruch genommenen beiden Konsulate zu entlasten und die deutschen Interessen auf den Kolonieen selbst wirksamer wahrnehmen zu können. Zumal in stürmischen Zeiten ist es für den Deutschen im Innern nicht immer eine Beruhigung, sich oft in weiter Entfernung von seinem zuständigen Konsulate zu wissen. Die geringen Kosten würden den Vorteilen gegenüber nicht in Betracht kommen, welche den deutschen Ansiedlern aus einer solchen Vermehrung der Konsulatssitze erwüchsen. Unsere offizielle Reichsvertretuung hat viel versäumt in vergangenen Jahrzehnten. Zumal in der Ära Caprivi hat man in Berlin wenig Verständnis für den Wert gehabt, den ein offizieller Zusammenbang mit dem Vaterlande für den Auswanderer hat. Die brasilianische Republik erklärt einfach jeden Einwanderer für naturalisiert. Nur durch Eintragung in die Konsulatsmatrikel kann der letztere seine Staatsangehörigkeit wahren. Nach dem Sturz der Monarchie wurden die Deutschen zwar aufgefordert, sich in die Konsulatsmatrikel eintragen zu lassen, falls sie nicht durch die allgemeine Naturalisation brasilianische Staatsbürger werden wollten, aber bei den räumlichen Entfernungen so vieler Kolonieen von den beiden Konsulaten war es nur erklärlich, dass Tausende die Umstände und Kosten scheuten, welche eine Immatrikulation erforderte, und somit ihres offiziellen deutschen Bürgerrechts und des Reichsschutzes in kritischen Lagen verlustig gingen.

Dieser Reichsschutz kann natürlich nur von Wert für den Deutschen in der Fremde sein, wenn die Macht des Reiches durch die Kriegsflagge genügend repräsentiert wird. Die Südamerikaner leiden alle an einer masslosen Selbstüberhebung und achten die Rechte der Fremden nur in dem Masse, als die Gewissheit drohender Vergeltung für etwaige Übergriffe recht oft und nachdrücklich durch freundnachbarliche Besuche von Kriegsschiffen in ihrem Gedächtnis frisch erhalten wird.

Digitized by Google

Dass heute in Brasilien die Portugiesen, „die Bleifüsse“, wie sie spöttisch genannt werden, in so geringem Ansehen stehen, liegt nicht nur an der Erinnerung der Brasilianer an die ehemalige portugiesische Knechtschaft, sondern vielmehr an der Erkenntnis, dass das kleine bankerotte Portugal ihnen nicht mehr sonderlich gefährlich werden kann.

Unverständlich ist es daher jedem Deutschen, der je im Auslande gelebt hat, wie die so notwendige Erweiterung unserer Kriegsmarine auf so vielen und heftigen Widerstand stossen konnte. Man muss die Freude der Auslandsdeutschen beim Auftauchen unserer Kriegsflagge gesehen haben, die Stärkung des eigenen Nationalbewusstseins durch den Besuch von Schulschiffen und Kreuzern gefühlt und die tröstliche Gewissheit empfunden haben, dass man in der Fremde nicht wie ehedem zu Zeiten Hannibal Fischers verlassen dasteht, um zu verstehen, dass der Auslandsdeutsche mit aller Dankbarkeit jede Vermehrung der so notwendigen Kreuzer begleitet. Die Gegner unserer Flotte sollten einmal in unruhigen Zeiten in einem central- oder südamerikanischen Republikchen leben, sie würden gewiss von ihrer Antipathie gegen „uferlose“ Flottenpläne gründlich kuriert werden. Wir Deutsche können gar nicht Schiffe genug besitzen! Jeder Deutsche muss in die Lage kommen, die Flagge seiner Heimat zu sehen. Aber an der ganzen, langgestreckten Ostküste Südamerikas haben wir einen, wirklich einen ganzen Stationär. Wer aber Glück hat, kann auch einmal ein Schulschiff sehen. Unter den Deutschen in Rio Grande dürfte es aber nicht viele geben, die sich rühmen könnten, je die Kriegsflagge Deutschlands gesehen zu haben. Ich habe allerdings im Hafen einmal eine Kriegsflagge gesehen, aber es war der Union Jack.

Konsulate und Kriegsschiffe aber können wohl zum Schutze des Deutschtums dienen, aber nicht seine fernere Erhaltung garantieren. Geradezu wunderbar ist es, dass die Söhne der Mutter Germania, welche so lange vernachlässigt, ja fast verstossen waren, ihr am getreuesten geblieben sind. Kein Schutz, kein Interesse einer deutschen Regierung, keine Hilfe der Heimat stand den Urwaldpionieren zur Seite — und doch sind sie in Sprache und Sitte rein deutsch geblieben trotz des Wechsels der Jahrzehnte. Verschiedene Faktoren sind massgebend für diese erfreuliche Erscheinung gewesen, die lange räumliche Isolierung in verhältnismässig recht menschenarmen Landstrichen, das Bewusstsein der physischen und moralischen Überlegenheit den anderen Mitbewohnern des Landes gegenüber, der segensreiche Einfluss der gemeinsamen Not und der durch diese bedingten gemeinsamen Arbeit, auch die Indolenz der Landesbehörden, — aber in erster Linie ist

Digitized by Google

doch die Erziehung in Elternhaus und Schule grundlegend für die Erhaltung des Deutschtums gewesen. Besonders der deutsche Unterricht, und sei er noch so primitiv, also die Anleitung, in deutscher Sprache zu denken, und die Angewöhnung, diese Fähigkeit beizubehalten und auszuüben, ist von der grössten Wichtigkeit für den Nachwuchs unserer Auswanderer. Wer daher den Willen hat, für die Erhaltung unserer Auswanderer und ihrer Kinder bei ihrem Deutschtum inmitten einer fremden Nation etwas zu thun, kann das nicht besser bethätigen, als durch ideale und pekuniäre Unterstützung der deutschen Schulen Südbrasiliens. Leider bleibt es oft bei der Anerkennung dieser Wahrheit vermittels schöner Worte. In den heissen Augusttagen, wenn der Hundsstern leuchtet, heckt in Deutschland der Schriftleiter auf seinem Dreifuss, ergreift verzweifelt die Feder und erzählt von der sauren Gurke und Seeschlange, der hundertjährigen Frau, die noch ohne Brille liest, und die Menge der Leser legt die Zeitung bei Seite und schaut verständnisvoll nach dem Thermometer. In Brasilien hat der Zeitungsmann statt der Seeschlange die Schule, die alte liebe Pikadenschule. Geht ihm einmal der Stoff aus, so wird das gute alte Tier hervorgeholt, neu aufgezäumt, ihm Mähne und Schweif neu zugestutzt, und in stolzem Trabe paradiert die alte Mahre vor dem Publikum, das mit seinem Lobe nicht zurückhält. Besonders bei den alljährlichen Schulprüfungen, bei denen jeder Zögling meistens sein Exempel schon vorher weiss, triefen alle Blätter von Lob, Heil- und Segenswünschen, und die kühnsten Weissagungen für die Zukunft werden vom Stapel gelassen, voller Ruhm und Ehre. Dabei besteht eine echte und rechte Pikadenschule aus einem „Lehrer", zwei Dutzend Zöglingen, einem halben Schock knickernder und nörgelnder Schulinteressenten und einem möglichst primitiven Schulhaus. Damit ist die echte deutsche Pikadenschule fertig, über welche schon so manches Spottliedlein gepfiffen, und so manche Tirade fruchtlos in den Wind gesprochen worden ist.

Die heutige brasilianische Regierung hat den Punkt ganz richtig erkannt, an dem sie einsetzen muss, falls sie die Nachkommen der deutschen Einwanderer zu guten Brasilianern machen will, und darum war die Bemühung, den Gebrauch der deutschen Sprache in der Schule nach Kräften zu verhindern, eine folgerichtige Erscheinung der Regierungspolitik. Der Deutsche mit seiner grossen Anlage, fremde Sprachen zu erlernen, würde auch in Südbrasilien unfehlbar die heimische Sprache und mit ihr seine heimische Sitte weit eher aufgegeben haben, wenn ihm in allen Pikaden gute brasilianische Schulen zur Verfügung gestanden hätten. Die Saumseligkeit der Regierung, der Mangel an guten

Digitized by Google

brasilianischen Lehrern und hauptsächlich an den nötigen Geldmitteln zur Eröffnung von Staatsschulen in allen Pikaden sind daher gute Verbündete für das deutsche Nationalbewusstsein gewesen. In Städten, in denen mangels deutscher Schulen und deutschen Umgangs die Jugend auf den Gebrauch der portugiesischen Sprache angewiesen ist, zeigt sich auch bald das Schwinden des deutschen Stammesbewusstseins. So sind Kinder deutscher Eltern, welche sich völlig als Brasilianer fühlen, in solchen Städten keine Seltenheit. Ja, noch schlimmer ist die Thatsache, dass solche brasilianisierten Elemente später sehr leicht im politischen Leben geradezu erbitterte Feinde deutschvölkischer Bestrebungen werden und sie mit dem Hasse des Renegaten verfolgen. Auch politische Streber mit deutschen Namen, welche sich bei den allmächtigen Parteichefs als waschechte Brasilianer zeigen möchten, glauben das oft nicht besser thun zu können, als indem sie auf alles Deutsche kräftig schimpfen und bei jeder Gelegenheit einen Hymnus auf die Republica brazileira anstimmen.

Gute deutsche Schulen sind daher Vorbedingung für die fernere Erhaltung des Deutschtums unserer Auswanderer in Brasilien. Vereinzelt sind sie ja schon vorhanden. Porto Allegre, Santa Cruz, Rio Grande, Pelotas, Villa Germania, S. Leopoldo haben gute Schulen. Sie sind wenigstens derartig geleitet und angelegt, dass sie es den Deutschen ermöglichen, ihren Kindern eine Schulbildung zu geben, welche den Zielen einer guten Bürgerschule entspricht. Aber die vielen Pikadenschulen, wie wir sie in allen Waldwinkeln finden, stehen in ihren Leistungen noch weit von diesen Zielen der grösseren Gemeindeschulen. Diese betrübende Erscheinung hat verschiedene Ursachen. Einmal ist es der Mangel an wirklich guten und tüchtigen Lehrkräften. Meistens fungieren solche Elemente als Lehrer, deren körperliche Veranlagung oder direkte Abneigung gegen die harte Arbeit im Wald und auf dem Acker sie untauglich zum Ackerbau macht. Sehr oft sind es auch junge Leute, welche ohne Existenzmittel und ohne Kenntnis der Landessprache nach Brasilien kommen, weil sie glauben, sehr leicht im Handel eine ihren Wünschen entsprechende Stellung zu finden. Bei dem stets herrschenden grossen Angebot in der kaufmännischen Welt Brasiliens, in der natürlich nur solche Personen angestellt werden, welche auch des Portugiesischen mächtig sind, finden sehr viele solcher Bewerber in den ersten Jahren keine Beschäftigung und müssen froh sein, wenn sie auf einer deutschen Siedlung als Schulmeister unterkommen. Das Gehalt eines solchen „Lehrers“ ist bei der fast sprichwörtlich gewordenen Knauserei des Kolonisten in Schulsachen ein so geringes, dass der unfreiwillige Scholarch jede Gelegenheit wahrnimmt, das undankbare

Digitized by Google

Metier zu verlassen und in anderen Betrieben unterzukommen. Mit einer Gehaltsverbesserung würde mancher gute Lehrer in den Pikaden wohl auf längere Zeit zu halten sein. Aber die Schulväter wollen oft nicht mehr beisteuern, als schon seit Jahren geschieht, d. h. so viel, dass der Lehrer eben nicht verhungert, oder sie können es einfach nicht. Letzterer Fall tritt besonders in den jungen Pikaden ein. Freilich muss man den Kolonisten trotz der beklagenswerten Schulverhältnisse doch Gerechtigkeit widerfahren lassen. Wenn in Deutschland nicht der Schulzwang, die Verpflichtung der Gemeinden zu Schulbauten, die gesetzliche Normierung der Lehrergehälter mit eiserner und unerbittlicher Konsequenz durchgeführt würde, so würden sich bald auch in unserem Reiche in stillen Winkeln Schulgemeinden finden, deren Väter dafür Sorge trügen, dass die Schullasten nicht allzusehr den Gemeindesäckel beschwerten. Die deutschen Kolonisten, welche zunächst aus der Urwaldswildnis einen Wohnsitz schaffen mussten, denen keine Regierung im Notfalle helfend zur Seite stand, wenn es sich um Schulbauten handelte, haben natürlich oft in der Erreichung anderer Ziele wichtigere Aufgaben gesehen als in der Ausgestaltung des Schulwesens. Die Anlage einer guten Strasse oder Brücke, eine leichtere Verbindung mit dem nächsten Städtchen behufs vorteilhafteren Absatzes der Kolonieprodukte konnten thatsächlich für eine junge Siedlung von weit grösserer Tragweite sein als der Bau einer Schule und die Berufung eines wirklichen Lehrers. Dass aber in allen Pikaden, selbst in den entlegensten Waldwinkeln, doch Schulen angelegt worden sind, wenn sie gleich sehr oft in den Anfängen stehen oder auch stehen geblieben sind, dass doch jedes Kolonistenkind wenigstens die notdürftigsten Schulkenntnisse in deutscher Sprache erwirbt, ist doch eine solche Bethätigung des deutschen Pflichtgefühls seitens unserer Ansiedler, dass wir ihnen die gebührende Anerkennung nicht versagen wollen. Sie haben sich wenigstens gescheut, ihre Kinder Analphabeten werden zu lassen.

Grössere Schulgemeinden, welche natürlich bedeutenden Kostenaufwand für ihre Unterrichtsanstalt haben, werden seit einigen Jahren vom Deutschen Reich finanziell unterstützt. Aber diese Reichszuschüsse an wenige Gemeinden haben natürlich nichts zu bedeuten für unsere eigentliche Koloniebevölkerung. Nicht jeder Vater, der in der Pikade seinen Mais baut, hat die Mittel, seinem Sohne in Porto Alegre oder Santa Cruz eine gute Schulbildung angedeihen zu lassen, sondern ist in den meisten Fällen geradezu darauf angewiesen, mit der Arbeitsleistung seiner Kinder auf dem Felde zu rechnen. Für ihn bleibt also fast immer die Pikadenschule die einzige Lehranstalt seiner Kinder. Zudem hat

Digitized by Google

es stets seine grossen Bedenken, Kinder schon früh in Porto Alegre in Pension zu geben und sie so den einfachen Verhältnissen der Pikade zu entfremden. Ein Ziel aller Freunde unserer Kolonisation in Brasilien muss es also sein, fortgesetzt für eine Erhöhung der Reichszuschüsse an die Auslandsschulen zu wirken. Auch die kleinen, weltfernen Pikadenschulen müssen eine Beisteuer erhalten, um wirklichen deutschen Lehrern eine lange Thätigkeit dort zu ermöglichen. Wer die Jugend hat, der hat die Zukunft! Diese alte Wahrheit soll gerade bei der Betrachtung der Lage unserer Landsleute in Brasilien niemals ausser Acht gelassen werden. Die neugegründete Blumenau-Stiftung in Berlin ist neben dem Allgemeinen deutschen Schulverein eine praktische Bethätigung einer richtigen Würdigung der Wichtigkeit deutscher Schulen in Brasilien. Gerade ihrer Kräftigung und Hebung gilt die Arbeit der Blumenau-Stiftung und des Schulvereins und darum ist sie mit besonderer Freude zu begrüssen. Aber in erster Linie muss die Reichsregierung an ihre Pflicht erinnert und zwar immer wieder erinnert werden, sich auch ihrer Kinder im Auslande, der Erhaltung ihres Deutschtums zu widmen, und zwar in erster Linie durch finanzielle Kräftigung der Schulgemeinden. Jeder deutsche Wähler kann zu diesem Werke beitragen, indem er seinem Kandidaten die Verpflichtung zur Mahnung an die Regierung in diesem grossdeutschen d. h. praktisch deutschen Sinne auferlegt.

Neben der Regierungsthätigkeit, soweit sie auf den angeführten Gebieten zum Schutz und zur Hebung unserer Interessen in Brasilien überhaupt wirken kann, muss natürlich eine lebhafte Teilnahme aller der Kreise bestehen, welche teils in idealer, teils in praktischer Beziehung in Rio Grande do Sul ein Arbeitsfeld erblicken. In erster Linie ist natürlich das Kapital für das Zukunftsland unserer Auswanderung erheblich mehr rege zu machen, als es leider bisher geschehen ist. Freilich — die Zeiten, in welchen die Regierung den Kapitalisten, welche eine gewerbliche Anlage oder einen Eisenbahnbau finanzierten, von vornherein einen Zinsertrag in Gold garantierte, sind für Rio Grande vorbei. Castilhos ist viel zu praktisch, als dass er fremdem Kapital einen mühelosen Gewinn zuwürfe, besonders in heutigen Zeiten, in denen das Schnellen und Fallen des Tageskurses der brasilianischen Werte und die Höhe des Goldagios zu den bösen Leiden gehören, an denen das Land krankt. Er denkt vielmehr daran, den Staat selbst zum Eisenbahnunternehmer zu machen. Ein Ansatz dazu ist schon der Ausbau der Strecke Porto Alegre—Neu-Hamburg nach Caxias, dem Zentrum der italienischen Kolonieen. Aber auch ohne diese offiziellen Garantieen, welche der Staat ohne schwere Schädigungen seiner Finanzen nicht mehr geben kann und wird,

Digitized by Google

ist Rio Grande ein Land, in welchem das deutsche Kapital eine sichere, fruchtbringende Anlage findet. Franzosen und Engländer haben geflissentlich Brasilien als eine Scylla hingestellt, in deren Strudel das Kapital rettungslos verschwindet. Dabei haben englische und französische Konsortien bisher alle Eisenbahnen im Lande gebaut und einen ganz vorzüglichen Gewinn dabei gehabt. Leider aber hat das deutsche Kapital bisher so manche gute Gelegenheit ungenutzt vorübergehen lassen. Als vor wenigen Jahren die Bahn Porto Alegre—Uruguayana neuverpachtet wurde, waren es belgische Kapitalisten, welche schleunigst die wegen ihrer Erträge wichtige Strecke pachteten. Diese Bahnlinie führt den grössten Teil aller Kolonieprodukte nach Porto Alegre, ist die einzige Verbindung nach dem Westen des Staates, wird noch längst nicht genügend ausgenutzt, kann durch verschiedene Zweigbahnen, besonders nach Santa Cruz, bedeutend im Betriebe erhöht werden — aber alle Mahnungen an deutsche Finanzkreise verhallten ungehört. Lavras im Süden des Staates, seit langen Jahren seiner reichen Erzlager wegen bekannt, ist trotz aller Expertisten deutscher Ingenieure, welche besonders auf die immensen Kupferlager aufmerksam machten, ebenfalls einer belgischen Gruppe in die Hände gefallen. Die weiten Campos des Südens, einst zum grossen Teile mit wogenden Weizenfeldern bedeckt, harren heute noch des Dampfpflugs und der Säemaschine, um die argentinische und nordamerikanische Einfuhr an Weizenmehl lahm zu legen, aber erst ganz allmählich besinnt man sich darauf, dass Rio Grande einst die Kornkammer Brasiliens gewesen ist, wie der Rheingantzsche Versuch beweist. Die Preise des in der Qualität allergeringsten Weizenmehles, das in grossen Mengen eingeführt wird, sind so hoch, dass sich der Kolonist, der selbst seinen Hausbedarf an Weizen nicht baut, stets besinnt, ehe er sich Weizenbrot gönnt. Aus demselben Grunde sind in allen brasilianischen Städten die Brotverhältnisse teuer und schlecht. Natürlich gehört zum Erwerb und zur rationellen Bewirtschaftung der weiten Campos, auf denen heute nur eine ganz primitive Viehzucht für die Xarqueadas getrieben wird, ein entsprechendes Kapital. Die in Argentinien wirtschaftenden Engländer schaffen sich natürlich keinen Konkurrenten in Brasilien, aber eine deutsche Vereinigung von Kapitalisten würde ganz sicher in Brasilien ein günstiges Produktions- und Absatzland finden. Natürlich gehören deutsche Angestellte dazu, nicht die indolenten und unzuverlässigen Lusobrasilianer, mit deren Leistungen alle Unternehmungen im Lande die trübsten Erfahrungen gemacht haben.

Sehr zu bedauern ist es, dass in neuester Zeit gerade deutsches Kapital die Verbindung mit Rio Grande do Sul erschwert.

Digitized by Google

Nach dem heftigen Konkurrenzkampfe zwischen der Hamburg-Südamerikanischen Dampfschiffahrtsgesellschaft und der Reederei A. C. de Freitas & Co. zu Hamburg, welcher mit dem Aufkaufe der Freitasdampfer seitens der H. S. D. G. endigte, hat letztere Dampferlinie fast das Monopol auf den Fracht- und Passagierverkehr nach Rio Grande. Die spärlichen Besuche englischer Steamer und der wenigen Segler wollen gegen den regelmässigen Dienst der H. S. D. G.-Dampfer nichts besagen. So erfreulich diese Vorherrschaft der deutschen Handelsflagge für uns ist, so wenig angenehm war die Nachricht, dass jetzt der Passagepreis für Zwischendeck von 180 Mk. auf 220 Mk. gestiegen ist. Diese Folge der Monopolisierung des Seeverkehrs nach Rio Grande ist eine direkte Erschwerung der Auswanderung. Es geht daher das Gerücht, dass ein holländisches Syndikat eine Konkurrenzlinie von Rotterdam aus nach Südbrasilien eröffnen wolle. Grössere Ansiedlungsgesellschaften, soweit sie nicht alte vorteilhafte Verträge mit anderen Reedereien besitzen, werden jetzt sich mit dem Gedanken vertraut machen müssen, fremde Schiffe zu chartern, um auf diesen den Kolonisten eine billigere Überreise zu ermöglichen. Das wäre immer ein bedauerliches Notmittel, gerade die Auswanderer sollten nur mit den bewährten Hamburger Dampfern nach Südbrasilien geschafft werden. Eine dankenswerte Anregung wäre es, wenn einmal ein Freund unserer deutschen Arbeit in Brasilien unsere Regierung veranlassen wollte, dem Gedanken näher zu treten, durch eine Subventionierung der Auswandererschiffe den Verkehr auf den Hamburger Dampfern auch fernerhin auf den alten billigen Sätzen zu erhalten. Eine Sache von so eminent nationaler Wichtigkeit, wie die Erhaltung des Deutschtums in Brasilien es ist, wäre doch gewiss einer Beihilfe seitens des Reiches in eben dem Masse würdig als der Verkehr nach Ostasien und Afrika. Die Besiedlung Südbrasiliens liegt auf derselben Linie mit unserer Kolonialpolitik — warum soll sie nicht teilnehmen an den Mitteln, mit denen die Erschliessung der Reichsschutzgebiete betrieben wird?

Eine wesentliche Beihilfe zum Aufblühen des deutschen Handels in Brasilien wäre es, wenn unsere Behörden ihren jetzt so weitreichenden Einfluss auf eine gesunde Gestaltung des Zollverkehrs mit Brasilien ausnutzen wollten. „Nur wer das Zollamt kennt, weiss, was ich leide!“ Das ist das Leitmotiv für alle Klagelieder und Misereres, die auf allen Kontoren tagtäglich angestimmt werden. Es ist unglaublich, welche Chikanen, Lässigkeiten, bewusste und unbewusste Bummeleien, Eigenmächtigkeiten in den brasilianischen Zollämtern herrschen. Die Bestimmungen des Tarifs kennt kein Beamter genau, sondern setzt sehr oft seine eigne

Digitized by Google

Meinung als Norm an. In Zwistigkeiten mit dem Empfänger entstehen sodann unzählige, kostspielige und langwierige Schreibereien an die höchste Instanz in Rio; bekommt der Privatmann wirklich Recht, so kann er sicher sein, dass erstlich die Remedur des Verfahrens der Zollbeamten so spät eintrifft, dass sie für den Kaufmann allen Wert verloren hat, dann aber, dass bei jeder passenden Gelegenheit man ihm seine Beschwerde mit unzähligen Chikanen eintränken wird. Gewöhnlich aber ist der Zollinspektor ein Vetter oder Patenkind des Ministers und bekommt natürlich Recht. Lieber ballt der Kaufmann die Faust im Sack und macht gute Miene zum bösen Spiel. Unglaublich sind die Zustände, welche bei der technischen Behandlung der ankommenden Waren herrschen. Rücksicht auf deren Inhalt zu nehmen, fällt keinem Beamten oder Arbeiter ein.* Will also der Empfänger empfindlicher Waren nicht alles einbüssen, so ist er gezwungen, selbst im Zollamte auf die Abfertigung seiner Sendung zu warten oder einen Vertreter dort zu haben. Diese Notwendigkeit verteuert natürlich den Bezug der Waren erheblich. Auch die Sicherheit für die richtige Aushändigung der Waren ist nur eine relative. Es ist gar keine Seltenheit, dass einmal Gegenstände verschwinden — die Zollwächter wollen auch leben. Hin und wieder wird dann ein Exempel statuiert, hilft aber nicht auf die Dauer. Der Brasilianer kennt eben kein Pflichtgefühl. Es ist immer thöricht, einen Zollbeamten an seine Pflicht zu erinnern, denn dann rächt er sich durch die höchsten Zollsätze an dem ahnungslosen Europäer, der da glaubt, die Beamten seien des Publikums wegen da. Viel weiter kommt man mit einigen guten Worten, auch schwerwigende Händedrücke sollen gelegentlich erheblich auf die Beschleunigung des Tempos wirken — kurz und gut, es ist eine wahre Schande, den Betrieb in den Zollämtern zu sehen

Zu den Scherereien im Zollbetriebe kommt nun noch die Kontribution an die englische Bank. Direkte, geordnete Steuererhebung kennt Brasilien nicht. Die Zollämter sind in erster Linie die Einnahmequellen für den Staat. Da dieser aber seine Zinszahlungen in Gold leisten muss und zwar fast ausschliesslich in London, so müssen bei dem vollständigen Mangel an brasilianischen Goldmünzen die Zollämter andere Goldstücke schaffen, natürlich auf Kosten des Handels. Letzterer hat darum heute 25 Prozent der fabelhaften Zollsätze in brasilianischem oder englischem Gold zu zahlen. Das erstere fehlt, also wandert der biedere Bürger zur London and Brazilian Bank oder einem Wechsler und ersteht für schweres Geld englische Pfunde oder Bankcheks, die auf englisches Gold lauten. Deutsches Gold wird nicht angenommen! Unsere viellieben Vettern vom Kanal wissen eben aus jedem Rohr

Digitized by Google

Pfeifen zu schneiden, liebliche Weisen darauf zu blasen und dann von dem entzückten Publikum als Allerweltsmusikanten den Spielmannsgroschen einzukassieren. Es wäre aber doch einmal eine dankbare Aufgabe für die Berliner Wilhelmstrasse, durch Vermittlung der Gesandtschaft in Petropolis dem hohen, stets infalliblen Ministerium der Estados Unidos do Brazil die teilnehmende Frage zu unterbreiten, weshalb unser deutsches Goldgeld nicht in den Bundesklingelbeutel Brasiliens, der an allen Zollämtern hängt, gesteckt werden darf, und ob der edle Bund nicht bald die Grossjährigkeit erreicht, um von der englischen Vormundschaft loszukommen. Sehr energisch aber sollte einmal der deutsche Reichskanzler der brasilianischen Regierung ein Privatissimum darüber lesen, dass gemeiniglich Zollämter nicht als Chikanefabriken, Erpressungswinkel oder Daumenschrauben in der zivilisierten Welt angesehen werden. Viele Tausende Deutscher würden es ihm Dank wissen. Aber — vorläufig wird es wohl weiter so gehen, wie es gegangen ist. Brasilien ist anscheinend zu weit abgelegen von der Wilhelmstrasse und liegt näher nach New York zu. Der amerikanische Gesandte Page Bryan ist auf der vorjährigen Ausstellung in Porto Alegre gewesen, deren Zusammenkommen in erster Linie dem deutschen Handel und den deutschen Kolonieen zu verdanken war. Der harmlose Yankee ist natürlich nur aus Freude an der herrlichen Lage der Stadt nach Porto Alegre gekommen, an das Geschäft denkt bei so feierlichen Anlässen der freundwillige Bruder Jonathan nicht. Aber er weiss ganz genau, dass der Staat Rio Grande ein guter Kunde ist und der deutsche Kaufmann und Kolonist gute Zahler sind, und hat ihnen allen jedenfalls nur die Freude seines Besuches machen wollen, damit sie doch den Vetter Jonathan einmal sähen. Doch Scherz bei Seite — die nordamerikanische Konkurrenz arbeitet still, aber unermüdlich daran, den brasilianischen Markt für sich zu erobern, mit Monroedoktrin und Schmalz, Kanonenbooten und Methodistenpredigern sucht Onkel Sam dem Lande Brasilien seine Vorzüge klar zu machen, um die lästige deutsche Konkurrenz zu beseitigen. Also die Augen auf, Deutscher!

Es liegt nicht im Rahmen dieser Arbeit, auf alle Gelegenheiten hinzuweisen, welche zur Bethätigung des deutschen Kapitals in Rio Grande do Sul heute vorhanden sind oder noch geschaffen werden können. Sie sind auf den verschiedensten Gebieten des Erwerbslebens vorhanden. Nur ein Unternehmen ist der Beachtung deutscher Kreise besonders zu empfehlen, die Rio Grande-Nordwestbahn, deren Ausführung eine Erschliessung der alten Jesuitenreduktionen für die deutsche Kolonisation bedeuten würde. Dr. Hermann Meyer, dem die Verwirklichung dieses Planes bereits viel zu

Digitized by Google

verdanken hat, ist durch seinen wiederholten Aufenthalt in Brasilien zu dem Entschluss gekommen, mit allen Kräften die deutsche Auswanderung in die fruchtbaren Distrikte des Nordwestens von Rio Grande zu lenken. Sehr leicht und schnell hätte er ja Polen, Italiener und andere Siedler in genügender Menge für seine Kolonieen, die im Gebiet der zukünftigen Rio Grande-Nordwestbahn liegen, haben und so seinen Grundbesitz nach brasilianischem Muster ohne jedes Bedenken finanziell umwerten können, aber in anerkennenswerter Weise will er gerade diese Gegend, in der übrigens schon viele deutsche Siedler aus den alten Kolonieen ihren neuen Wohnsitz auf billigem und gutem Boden aufgeschlagen haben, dem deutschen Nachwuchs der Kolonisten und der Zuwanderung deutscher Immigranten reservieren. Dieses grosse Gebiet, welches auf lange Zeit Raum genug für unsere Auswanderung bietet, will die genannte Bahngesellschaft in Verbindung mit den bereits bestehenden Schienenwegen des Staates bringen und wird sicher prosperieren. Hier wäre also eine Gelegenheit, ideale, grossdeutsche Ziele in Verbindung mit direkt kommerziellen Interessen zu bringen. Ausländisches Kapital scheint leider wieder eher den Wert dieser Bahnkonzession zu begreifen als unser deutsches, welches nach den trüben Erfahrungen auf dem Industriemarkte doch Grund genug hätte, einmal den Grund und Boden als Deckung zu suchen, zumal wenn er in deutschen Händen ist.

Allmählich scheint sich der von uns verfochtene Gedanke auch in den Kreisen Bahn zu brechen, in welchen man die Auswanderung nach Brasilien scheel ansah. Zwar auch heute dürfen wir von den Regierungen der deutschen Bundesstaaten keine besondere offizielle Ermutigung erwarten, denn gewisse Erscheinungen der letzten Tage, merkwürdige Erlasse einzelner Behörden, in denen vor unüberlegter Auswanderung nach Brasilien gewarnt wird, deuten darauf hin, dass man aus Furcht vor Parteiinteressen gewichtiger Art es nicht wagt, die Notwendigkeit der Auswanderung anzuerkennen und damit auch die Pflicht zu übernehmen, Auswanderungslustige in das rechte Land zu lenken. Die Auswanderung wird gerade infolge unserer heutigen wirtschaftlichen Lage nicht nachlassen, auch die immer wieder vorgebrachte Klage über die Arbeiternot in landwirtschaftlichen Betrieben wird daran nichts ändern. Aber einstweilen hält man sich in massgebenden Kreisen zurück, und damit ist eine Verfechtung unserer Ideeen sehr erschwert. Was wir in Brasilien vor allem brauchen, ist frisches Blut, frisches deutsches Blut. Noch sind die Nachkommen der alten Siedler deutsch an Leib und Seele geblieben, noch gehört die Heirat eines Deutschen mit einer Brasilianerin zu den Seltenheiten, noch haben unsere Stammesbrüder allen Amalgamierungs-

Digitized by Google

versuchen kräftig widerstanden — aber werden sie das stets können? Jedes arbeitsfreudige Element deutscher Abkunft ist ein wertvoller Zuwachs für unsere deutsche Sprachinsel, für unser deutsches Arbeitsfeld in Rio Grande. Solcher Elemente haben wir aber genug, auch genug überschüssige. Wer das bestreitet, der gehe einmal in die ländlichen Distrikte Deutschlands, z. B. nach Westfalen, in denen es genug Bauerhöfe giebt, auf denen der zweite Sohn sein Leben lang der Knecht des erstgeborenen Bruders bleiben muss, weil der Hof eine Auszahlung mehrerer gleichen Erbteile nicht ertragen kann. Mit den wenigen Thalern, die ihm nun hier nichts helfen können, würde ein solcher Landmann aber in dem so verschrieenen Brasilien seine eigene Scholle erwerben und bebauen können. Freilich — die Anfangsjahre sind schwer, aber der Bauernknecht führt auch in Deutschland kein Herrenleben. Hier im Vaterlande aber davon zu träumen, durch Arbeit und Lohnersparnisse als Knecht einen eigenen Grundbesitz zu erwerben, ist doch thatsächlich ein Unsinn. So stehen heute auf dem Markte des Lebens in Deutschland genug Leute müssig, die nicht wissen, wo sie schaffen sollen, die den Trieb und die Kraft haben, durch redliche und opferwillige Arbeit sich ein eigenes Heim zu schaffen — aber sie fragen: wo? Diese müssen wir bei der Hand nehmen und sie hinweisen auf den fernen Winkel im Südwesten, auf Rio Grande do Sul, in dem schon so viele Tausende vor ihnen nach den ersten Jahren voll Mühe und harter Arbeit ein gesegnetes Stück Boden sich geschaffen haben und heute die Stunde segnen, die sie zu selbständigen freien Menschen und sie von Proletariern zu Herren eines Stückes Land gemacht hat, das ihnen das tägliche Brot reichlich giebt und auf dem sie friedlich im Schatten ihres Weinstocks und Feigenbaumes leben.

Mit Recht hat das deutsche Volk Siebenbürgens unsere Sympathieen von jeher besessen und wird sie behalten. Die Haltung dieser 200000 Deutschen jenseits der Karpathen, ihr zähes Festhalten an deutscher Sprache und Sitte trotz aller magyarischen und rumänischen Anstürme, wird immer als ein einzig dastehendes Beispiel deutscher Treue anerkannt, und helfende Hände und teilnehmende Herzen haben sich stets in Deutschland gefunden, welche die Deutschen Siebenbürgens tapfer unterstützt haben im nationalen Streite. Aber was ist in Wirklichkeit das Deutschtum Siebenbürgens gegen dasjenige Brasiliens? Siebenbürgen hat stets die Verbindung mit den Deutschen Österreichs und des Reiches gehabt, seine Söhne haben auf deutschen Hochschulen deutsches Wesen gelernt und wieder gesäet in der Heimat, fortwährender Verkehr auf allen Gebieten des Lebens mit uns Deutschen in der Heimat hat dafür gesorgt, dass das Bewusstsein von der Zugehörigkeit

Digitized by Google

zum deutschen Volke nicht in Siebenbürgen einschlief — aber was von alledem ist für die Deutschen Brasiliens geschehen? Nichts, gar nichts! Ein paar Missionszöglinge, ein paar Kisten Bücher brachten Grüsse aus der Heimat, bis das Reskript von der Heydt die Tausende von Volksgenossen in der Urwaldsferne offiziell vom deutschen Volke ausschloss. Wenn nun trotzdem die deutsche Art in Brasilien sich rein erhalten hat, so ist das ein Beweis für die gesunde Lebenskraft der Deutschbrasilianer, der mehr sagt, als tausend Aktenbündel. Es ist diese Thatsache einfach der unumstössliche Beweis dafür, dass man einen Schössling der deutschen Eiche in einen Boden verpflanzt hat, in dem er Wurzeln geschlagen hat, grünt und gedeiht. Fast überall in der Welt — Australien und Südafrika mit ihren kleinen deutschen Kolonieen kommen nicht in Betracht der grossen Menge der Auswanderer gegenüber — überall ist die verpflanzte deutsche Eiche ausgeartet oder zu einer exotischen Spielart geworden, der man die Heimat nicht mehr anmerkt, nur auf dem Boden Südbrasiliens, in Deutschbrasilien, wie wir diesen Teil des Riesenlandes stolz nennen dürfen, ist das Deutschtum rein geblieben und wird, will's Gott, weiter grünen und ein starker Baum werden, in dessen Schatten noch Tausende fleissiger Brüder ein friedsames Leben führen sollen. Das ist der Gedanke, der mich getrieben hat, mit diesen wenigen Blättern vor die Öffentlichkeit zu treten, um die Aufmerksamkeit unseres deutschen Volkes auf den wertvollen Stammesbesitz zu lenken, den wir heute auch über See in Brasilien haben, auf dass unser Volk die Tausende, welche durch die Bande des Blutes uns verwandt sind und ein Anrecht auf uns haben, nicht im fernen Auslande allein den Kampf um ihre deutsche Existenz kämpfen lässt. Keinen anderen Zweck hat dieses Büchlein, aber im Interesse unseres lebendigen Deutschtums im Auslande, im Interesse der Zukunft unserer Auswanderung, im Interesse unseres deutschen berechtigten Volksbewusstseins und nationalen Stolzes soll es jedem zurufen: „Gedenke, dass Du ein Deutscher bist!“

Gebauer-Schwetschke'sche Buchdruckerei, Halle a. S.

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

NOV 24 19
NOV 24 19
MAY 22 '62 H

SA 6162.4
Deutsche Siedlung uber See :
Widener Library
004908207
3 2044 080 508 872

Digitized by Google